

# Sozialdemokratischer Pressedienst

Verantwortlicher und Chefredakteur:  
Wald Nifringhaus, Berlin.  
Telefon: Karl-Liebknecht 4196/4198



Abdruck für Verlag und Schriftleitung:  
Berlin O 2 61, Dorotheenstr. Post 6  
Telefon: Capotaub

Die Herstellung erfolgt im Selbstverlag.  
Der Abdruck ist nur auf Grund letzter Genehmigung gestattet. Abdruckung ist verboten 4 Wochen  
vor dem Erscheinen, wenn nicht anders verordnet ist. Abdruckung ist verboten 4 Wochen

Berlin, den 6. Juni 1931

Frankfurt  
Soc. Geschiedenis  
Amsterdam

Revisionist Stalin.

SPD. Der russische Fünfjahresplan ist ein Abklatsch der kapitalistischen Rationalisierung. Die Parallele der Folgen der fehlerhaften Rationalisierung zwischen der kapitalistischen Welt und Sowjetrussland ist ganz überraschend. Der volkswirtschaftlichen Vergeudung auf der einen Seite steht die bittere Not auf der anderen gegenüber. Gigantische Werke werden in Sowjetrussland erbaut - aber der Hunger, das Schlangestehen vor den Lebensmittelläden, die Wohnungsnot, das Absinken des Reallohnes das ist die Kehrseite der technischen Phantasie. Von den technischen Meisterwerken, den Renommierbauten, den gigantischen Industriepalästen, die die russische Propaganda der kapitalistischen Welt in teuersten Drucken zeigt, werden die russischen Arbeiter nicht satt. Das Experiment des Fünfjahresplans wird auf dem Rücken des russischen Volkes durchgeführt. Wie ein Albdruck lastet der Fünfjahresplan auf der russischen Bevölkerung.

Die Experimentatoren stehen heute wieder einmal vor einer Mauer. Auf vielen Punkten ihres Systems haben sie sich getäuscht. Eine Reihe ihrer wesentlichsten Massnahmen hat sich als unwirksam, ja schädlich nicht nur für die russische Volkswirtschaft, sondern auch für das Experiment des Fünfjahresplans erwiesen. Stalin handelt in diesem Falle wie immer. Er wirft das Steuer gründlich herum. So sehr, dass bereits verkündet wird, Stalin habe seinen kapitalistischen Tag von Damaskus gefunden. Auf einer Konferenz der führenden Wirtschaftler Sowjetrusslands hat er unter dem Motto "Verbrenne, was du angebetet hast" eine Reihe von Revisionen der bisherigen Massnahmen angekündigt, deren Gesamtheit einem völligen Kurswechsel fast völlig gleichkommt.

Der wichtigste Punkt dabei ist die Aufhebung der Lohngleichheit, die voll Durchführung differenzierter Löhne für qualifizierte und nicht qualifizierte Arbeit. Die Lohngleichheit ist keineswegs eine sozialistische Forderung, aber sie war von Stalin und den Seinen zu einem Wesenselement des Kommunismus gemacht worden. Die Aufhebung der Lohngleichheit bedeutet daher nicht nur eine taktische, sondern eine grundsätzliche Schwenkung, die die kommunistische Propaganda tief berühren muss. Noch stärker muss in dieser Richtung die Begründung wirken, die Stalin dieser Schwenkung gegeben hat. Er ging davon aus, dass die Begeisterung für die Sache allein nicht genüge, und dass man, wenn man höhere Leistungen wolle, dem menschlichen Streben nach höheren Einnahmen Rechnung tragen müsse. Man müsse den Arbeitern die Möglichkeit des Aufrückens in besserbezahlte Stellen geben.

Die zersetzende und verderbliche Propaganda der Kommunistischen Partei gegen die sozialistische Arbeiterbewegung hat geflissentlich die Schichten schlechter entlohnter Arbeiter gegen die sogenannte Arbeiteraristokratie aufzuhetzen versucht. Sie hat eine Klassentrennung innerhalb des Proletariats nach der Höhe des Lohnes behauptet. Mit dem Bekenntnis Stalins zum differenzierten Lohn bricht mit der Grundlage dieser Propaganda die Propaganda selbst zusammen. Ein

echter Kommunist, dessen Thesen nicht von heute, sondern von gestern sind, müsste sonst Stalin beschuldigen, dass er eine Arbeiteraristokratie heranzüchten möchte und die minder gut entlohnerten Schichten verrate!

Ein noch schwererer Schlag gegen die bisherigen voluntaristisch-bakunistischen Anschauungen der Stalinisten ist das Eingeständnis, dass die Begeisterung für die Sache nicht allein genügt. Wo bleibt da alles, was uns die kommunistische Propaganda von den neuen Menschen in Russland, von ihrer Arbeitsbegeisterung, von der glühenden Jugend, von dem neuen Geiste erzählt hat? Wir gestehen offen, dass Stalin damit nicht nur seiner eigenen Propaganda, sondern auch der sozialistischen Propaganda überhaupt einen schweren Schlag versetzt hat. Ohne Begeisterung ist die Verwirklichung sozialistischer Ideale nicht möglich - der Rückzug Stalins von der Begeisterung aber muss deprimierend wirken. Hier tritt der grundsätzliche Fehler der bolschewistischen Methode hervor. Sie hat die Lehren des Marxismus in der materialistischen Geschichtsauffassung mit Füßen getreten. Sie hat geglaubt, durch den blossen Willen und durch blosser technische Konstruktion den Sozialismus verwirklichen zu können. Ihr Rückzug schädigt nun die geistigen Triebkräfte des Sozialismus überhaupt.

Stalin fordert weiter eine energische Senkung der Selbstkosten in den Betrieben. Der Ruf "Senkung der Selbstkosten" hat für deutsche Arbeiter heute einen fatalen Beigeschmack. Denn in der kapitalistischen Welt heisst Senkung der Selbstkosten Senkung der Löhne. Die Differenzierung der Löhne gemeinsam mit der Senkung der Selbstkosten, das wird nicht eine Differenzierung nach oben sondern eine Differenzierung nach unten bedeuten und die Gefahr ist nicht von der Hand zu weisen, dass die deutschen Kapitalisten bei neuen Lohnsenkungsforderungen sich auf Stalin berufen werden!

Und noch weiter: nur ein Direktor soll künftig in den industriellen Werken der Sowjetunion entscheiden. Wir werden noch erleben, dass unsere Forderung der Wirtschaftsdemokratie von Stalin als viel zu radikal abgelehnt wird. Und noch weiter: die Spezialistenhetze soll aufhören. Die Ingenieure, Spezialisten, Techniker und Gelehrten des Bürgertums und der alten Schule müssten herangezogen werden, man dürfe sie nicht mehr als abgefasste Verbrecher und Saboteure ansehen. Das nach den Theaterprozessen der letzten Zeit! Die Todesopfer der bisherigen Methode werden leider durch Stalins Tag von Damaskus nicht wieder lebendig werden.

Und noch weiter: die berühmte Fünftagewoche, die Aufhebung des gemeinsamen Sonntags, diese letzte Errungenschaft des bolschewistischen Experimentatorientums, die uns die kommunistische Propaganda als Quintessenz wahrhaft kommunistischer Auffassung vorgeführt hat, wird aufgehoben. An ihre Stelle soll wieder die sechstägige Arbeitswoche mit einem gemeinsamen Ruhetag treten.

Es ist Revision auf der ganzen Linie. Zu allen praktischen Massnahmen hinzu aber auch eine Revision in der Ideologie. Denn Stalin hat in dieser sensationellen Rede erklärt, dass in Sowjetrussland nicht der Kommunismus herrsche, sondern ein Zwischenstadium. Für diese selbe Behauptung sind führende Bolschewisten, die den Stalin'schen Experimenten entgegentraten, aus der Partei ausgeschlossen, von der Tschecha gejagt, in die Verbannung geschickt worden. Verbrenne, was du angebetet hast, so verkündet heute Stalin. Die, die nicht mit ihm das Dogma vom integralen Kommunismus angebetet haben, sind vor seinem Tag von Damaskus selbst verbrannt worden.

Diese Rede ist die grandioseste Preisgabe von fast allem, was die kommunistische Propaganda in der Welt als die grössten Errungenschaften des Arbeiterparadieses unter der Herrschaft Stalins ausgeschrien hat. Dieser Tag von Damaskus kennzeichnet die Gewissenlosigkeit der bolschewistischen Experimentatoren. Wo ist hier die Zielgewissheit, wo die Schonung des kostbarsten Materials, mit dem sie experimentieren, nämlich der Menschen? Wo die Rücksicht auf Gewissen und Einheit der Ideologie? Ihre Politik ist ein schwankendes Hin und Her, ein Herumschneiden im lebenden Fleisch des russischen Volkes.

Diese Methoden können für die sozialistische Arbeiterbewegung nicht vorbildlich sein. So überwindet man den Kapitalismus nicht, weder organisatorisch noch geistig. Diese Methoden münden schliesslich ein in kapitalistische Bahnen und was sie erreichen werden, das wird nur ein Zerrbild des Kapitalismus sein, und noch dazu ein hässliches!

SPD. Madrid, 6. Juli (Eig. Drahtb.)

Die neue spanische Verfassung, deren Entwurf jetzt fertiggestellt ist, sieht vor: Einheitsstaat mit der Möglichkeit provinzieller Autonomie, Zweikammer-System, Präsidentenwahl durch das Parlament, Dauer des Präsidentenmandats 6 Jahre, Verantwortlichkeit des Präsidenten der Republik vor dem Kongress, vollkommene Religions- und Kulturfreiheit, Abschaffung der Adelstitel, Gleichstellung der Frau, die wählen und gewählt werden und öffentliche Ämter bekleiden kann, obligatorischer und unentgeltlicher Volksschulunterricht, Möglichkeit der Enteignung von Grund und Boden im Staatsinteresse.

SPD. Die anfänglich für Mitte dieser Woche in Aussicht genommene Sitzung des Parteyausschusses der SPD findet erst am Dienstag, den 14. Juli statt. Die Verschiebung erfolgte auf Wunsch von Mitgliedern des Parteyausschusses, die während dieser Woche durch Tagungen des Sächsischen Landtages in Anspruch genommen sind.

SPD. Stuttgart, 6. Juli (Eig. Drahtb.)

In dem Schwarzwälder Uhrmacherstädtchen Schramberg erscheint seit kurzem ein nationalsozialistisches Hetzblättchen, das mit der Schreibmaschine geschrieben und dann vervielfältigt wird. Es ist betitelt "Schramberger Nazi-blatt". Verantwortlich zeichnet ein Otto Hils in Schramberg, der nach manchen Leistungen seines Blattes unmittelbar dem Narrenhaus entsprungen sein könnte. So erschien dort dieser Tage folgender Erguss:

"Massenfimmel! Proletarier aller Länder vereinigt euch! so posaunte der Jude Marx schon vor fünfzig Jahren in die Welt hinaus. In Massen strömten sie zusammen: Polen, Russen, galizische Juden und Libanonsjäger, Bonzen, Schieber, Spekulanten, Bank- und Börsengäuner, Müllerknechte, Schlosser, Sattler mit Gesellen, Inflationen- und Kriegsgewinnler, Sozialdemokraten, Volks- und Staatspartei, Kommunisten und das "heilige Zentrum"; Barmat, Sklarek, Kutisker, Hilferding, Thälmann, Heilmann, Moses, Salomon Sohn, Goldschmid; Herz, Mayer, Cohn und Barendreck, Stresemann, Curtius, Schiele, Dietrich, Braun, Wirth und Brüning. Sie alle strömten auf den Ruf des Juden herbei und regieren seit 12 Jahren das deutsche Volk. Lauter Proletarier."

Das Landesorgan der württembergischen Zentrumsparlei bemerkt zu diesem Beweisstück für den Grad der Verblödung, den ein Hitlerjünger erreichen kann: "Wir fragen: Was tut die Staatsanwaltschaft gegenüber der Tatsache, dass führende deutsche Politiker mit Börsengäunern und Schiebern auf die gleiche Stufe gestellt werden? Mit dem Sattler und Gesellen soll wohl der verstorbene Reichspräsident Ebert, mit dem Schlosser Minister Severing, mit dem Müllerknecht der verstorbene Reichskanzler Müller in die Gesellschaft der Bonzen, Schieber und Börsengäuner eingereiht werden. Gilt das Republikenschutzgesetz in Württemberg nicht?"

Hierzu wäre zu sagen, dass die massgebenden Herren der württembergischen Regierung zur Anwendung des Republikenschutzgesetzes und der Notverordnung des Reichspräsidenten gegen das Rowdytum die Zentrumsminister Bolz und Beyerle sind.

SPD. Die Opposition innerhalb der Sozialdemokratie, gegen deren "Mahnruf an die Partei" wir uns dieser Tage mit aller Schärfe wandten, wie wir uns immer und bei welcher Gelegenheit es auch sei gegen jede Sonderaktion irgend einer Gruppe wenden werden, vertritt ihre Anschauungen seit einiger Zeit in einer eigens dazu geschaffenen Halbmonatsschrift, dem "Klassenkampf". Der Leiter der sozialpolitischen Abteilung des Werkmeisterverbandes, Genosse Dr. Fritz

Croner, der langjähriger Mitarbeiter dieser Halbmonatsschrift war, hat dieser Tage an den Herausgeber des "Klassenkampf", den Genossen Seydewitz, folgendes Schreiben gerichtet :

"Lieber Genosse Seydewitz,

ich muss Sie bitten, die Bearbeitung der Sozialpolitischen Umschau in Zukunft einem anderen Genossen zu übertragen.

Ich habe in den Monaten nach dem 14. September 1930 die Haltung des "Klassenkampfes" zu den Fragen der Parteitaktik mit steigender Verwunderung, ja Bestürzung mit angesehen. Ich spreche dabei gar nicht von der Haltung des Klassenkampfes zur Gewerkschaftstaktik, wie sie in einigen Aufsätzen zum Ausdruck kam. Wir haben uns darüber bereits einmal unterhalten, ohne offenbar zu einer Verständigung gelangt zu sein. Ich habe es aber für unerträglich gehalten, dass der Klassenkampf seine Aufgabe als Blatt der Opposition darin gesehen hat, die ausserordentliche Gefahr einer offenen faschistischen Machtergreifung in den Augen der Arbeiterschaft systematisch zu verkleinern. Der "Klassenkampf" ist vor lauter "Opposition" gegen die heutige Parteiführung nicht dazu gekommen, die grosse historische Leistung der Partei, nämlich die durch unsere Taktik erzwungene Legalisierung und Entlarvung der Nazi-Bewegung, zu erkennen, geschweige denn anzuerkennen. Ich bin nicht der Auffassung, dass es die Aufgabe einer Opposition in der Sozialdemokratie ist, gegen die taktische Linie der Partei zu sein, nur weil es die taktische Linie der Parteimehrheit ist. Ich meine, dass die Opposition mehr als genug sachliches Material für die Formulierung ihres Standpunktes hat und es nicht nötig hat, Richtiges falsch und Falsches richtig zu finden, nur weil sie sonst an einem Punkt einmal keine Differenzen mit der Parteimehrheit finden kann.

Die Entscheidung der Fraktion zur zweiten Notverordnung halte ich ebenso wie Sie für falsch. Ich halte es aber für unzulässig, die Dinge so darzustellen, als ob für die so schnell veränderte Haltung der Fraktion keine andere Erklärung zu finden sei als eben der "unsch, wieder einmal unzufallen. Mit solcher Darstellung entwertet der "Klassenkampf" den eigenen Standpunkt in den Augen aller, die wissen, was sich tatsächlich ereignet hat. Es wäre die Aufgabe jeder wirklichen Opposition, die Argumente der Mehrheit, insbesondere die scharfe Zuspitzung der finanziellen Lage, mit dem ganzen Schwergewicht, das sie verdienen, darzustellen, und den eigenen abweichenden Standpunkt unter Würdigung der Argumente der Mehrheit darzulegen. So zu tun, als ob die anderen nur Schwachköpfe und Schwächlinge seien, die auf jeden Kohl hereinfallen, ist im besten Falle töricht.

Für indiskutabel aber und für unverantwortlich in der gegenwärtigen Situation halte ich den Schritt, den der Klassenkampf mit dem "Mahnruf an die Partei" unternommen hat. Ich verstehe zunächst nicht, wie ein Mitglied der Sozialdemokratie, solange es eben noch Mitglied der Partei ist, die "Verantwortung für einen Beschluss und seine Folgen" ablehnen kann, den die Partei gefasst hat - und mag das Parteimitglied den Beschluss für noch so falsch und gefährlich halten. Ich verstehe vor allem nicht, wie man in der heutigen Situation, die wie keine zuvor das ganze Unglück der proletarischen Parteispaltungen enthüllt, auch nur einen Augenblick mit dem Gedanken einer nochmaligen Spaltung der Sozialdemokratie spielen kann. Der "Klassenkampf" spielt aber nicht nur mit den Gedanken, er schafft ja bereits die organisatorischen Grundlagen für die ZerreiSSung der Partei, wenn er die Parteimitglieder, die er nur sehr unvollständig unterrichtet hat, um Zustimmungserklärungen für seinen "notwendigen" Mahnruf ersucht. Ich werde mich gegen dieses unüberlegte Vorgehen der Herausgeber des "Klassenkampfes", das ja nicht nur die Einheit der Partei, sondern auch die Einheit der Gewerkschaften aufs Spiel setzt, mit aller Leidenschaft zur Wehr setzen. Ich bin mit aller Entschiedenheit für eine Änderung des Parteikurses. Niemand aber darf wagen, die Partei zu zerreiSSen, weil er mit den Beschlüssen der Parteimehrheit nicht einverstanden ist.

Am Ende Ihres Aufsatzes, der hinter dem Mahnruf abgedruckt ist, steht

der Satz: "Alle Quertreibereien und alle Sonderaktionen schaffen nur Verwirrungen, die der Sache der Arbeiterklasse schaden und die jetzt mehr denn je zurückgewiesen werden müssen." Es entzieht sich meinem Verständnis, wie Sie diesen Satz schreiben und gleichzeitig den "Mahnruf" unterschreiben konnten. Ich hoffe aber, Sie werden mich verstehen, wenn ich aus den Gründen, die Sie in dem Schlusssatz Ihres Aufsatzes niedergelegt haben, die weitere Mitarbeit am "Klassenkampf" ablehnen muss."

-----

SPD. Paris, 6. Juli (Eig. Drahtb.)

In Marseille ist am Sonntag bei einer Ersatzwahl für den verstorbenen radikalen Senator Pasquet der sozialistische Kandidat Bon mit 257 Stimmen in den Senat gewählt worden. Auf den radikalen Kandidaten vereinigten sich 202 Stimmen.

-----

SPD. Preussen hat am Montag seine erste Schätzung der Ernte 1931 veröffentlicht, nach der, der beginnenden Umstellung in der Landwirtschaft entsprechend, die Roggenernte abgenommen und die Ernte von Weizen und Futtergetreide zugenommen hat.

Die Winterweizenernte dürfte für das Jahr 1931 2,42 Millionen Tonnen erbringen gegenüber 2,08 Millionen Tonnen im Vorjahr. Die Steigerung beträgt 16,7 Prozent. Auch die Sommerweizenernte wird höher geschätzt (1931 = 390 000 Tonnen gegenüber 230 000 Tonnen im Vorjahr). Bei der Wintergerste erwartet man eine Steigerung von 330 000 Tonnen im Jahre 1930 auf 370 000 Tonnen im Jahre 1931, bei der Sommergerste von 1,25 Millionen Tonnen auf 1,38 Millionen Tonnen. Beim Winterroggen wird mit einem Rückgang von 5,66 Millionen Tonnen im Vorjahr auf 5,47 Millionen Tonnen gerechnet. Der Rückgang beträgt nur 3,3 Prozent. Beim Sommerroggen erwartet man sogar eine Steigerung von 50 000 auf 60 000 Tonnen. Die Haferernte dürfte sich vergrößern. Sie betrug im Vorjahr 3,83 Millionen Tonnen, in diesem Jahr erwartet man 4,54 Millionen Tonnen.

-----

SPD. München, 6. Juli (Eig. Drahtb.)

Seit Montag sind vor dem Hitler-Palais die Verhältnisse wieder normal. Der Verkehr ist zwar noch etwas lebhafter als sonst, doch scheint Hitler die Demonstrationen seiner jugendlichen Rowdys, die seit fünf Tagen die Bannmeile der Stadt in Unruhe gehalten haben, abgestoppt zu haben. Die uniformierten Posten sind verschwunden, dafür patrouilliert auf den Gehsteigen da und dort ein polizeilicher Doppelposten.

In einem Aufruf Hitlers, den er in seinem Organ veröffentlicht, wird mitgeteilt, dass zur Feststellung der Rechtmäßigkeit der polizeilichen Massnahmen, insbesondere des Postenstehens auf parteieigenem Grund, eine gerichtliche Entscheidung grundsätzlicher Art herbeigeführt werden soll. Zu diesem Zweck hat sich Hitler von dem nationalistischen Göttinger Rechtsanwalt Lütgebrune, der 1924 im Hitlerputsch-Prozess Ludendorff verteidigte, ein Gutachten anfertigen lassen. Lütgebrune ist so rasch im Braunen Haus in München eingetroffen, dass er zum Teil noch Zeuge der polizeilichen Aktion gewesen ist.

Einen heiteren Beigeschmack hat die Anzeige von SA-Führern, die bei der Säuberungsaktion am Sonnabend verhaftet und für einige Stunden im Polizeipräsidium festgehalten worden sind. Diese haben gegen den Polizeipräsidenten Strafanzeige wegen Freiheitsberaubung gestellt. Präsident Koch scheint sich aber nicht einschüchtern zu lassen, denn er hat neuerdings zwei Versammlungen Hitlers verboten, die am Mittwoch im Zirkus Krone und in einem Bierkeller statt

finden sollten. Einigen Eindruck scheint es auf die Hakenkreuzhater auch gemacht zu haben, dass einer von den am Sonnabend verhafteten Rowdys von dem Schnellrichter bereits mit 6 Monaten Gefängnis bestraft worden ist.

Auch an der Universität, die am Montag vormittag wieder geöffnet wurde, scheint zunächst Beruhigung eingetreten zu sein. Der Zutritt zur Universität ist nur durch den Haupteingang in der Ludwigstrasse gestattet und nur solchen Studenten und Hörern, die sich mit Karten ausweisen können. Innerhalb des Gebäudes ist ein Ordnungsdienst tätig, dem 30 Studenten und einige Universitätsbeamte angehören. Das Rektorat hat allerdings mit diesem Ordnungsdienst den Bock zum Gärtner gemacht, denn er besteht im wesentlichen aus Nazistudenten und gerade aus jenen, die bei dem Skandal am Dienstag sich als die ärgsten Schreie hervorgetan haben. Selbst der berüchtigte Führer des Nazistudentenbundes Nees tritt nun als Ordnungsmann mit einer gelben Armbinde auf. Die Vorlesungen des Professors Nawiasky verliefen am Montag ungestört. Gegen ihn richtet sich neuerdings eine Interpellation der Hakenkreuzfraktion des Landtags, die auch von den Deutschnationalen mit unterschrieben ist.

Einen üblen Erpressertrick hat sich der Führer des bayerischen Stahlhelms der berüchtigte Nationalrevoluzzi Oberst a.D. Lenz geleistet. Die angebliche Tatsache, dass zwei Stahlhelmer in Zivil mit dem Bundesabzeichen von der Polizei gestellt wurden, gab im Veranlassung zu einem Brief an den Innenminister. Darin fordert er die sofortige Aufhebung der gegen das Hitler-Rowdytum gerichteten polizeilichen Massnahmen. Die Ehre des Stahlhelms verlange die Abänderung des Uniformverbots. Erfolge sie nicht, dann werde er - der Grosspensionär der Republik - in der Stahlhelmzeitung und in anderen ihm zugänglichen Organen der reichsdeutschen Presse seine Kameraden aus dem ganzen Reich vor dem Betreten Münchens warnen. Der Innenminister hat diese versuchte Erpressung damit beantwortet, dass er den Brief des Stahlhelmers der Öffentlichkeit übergab und "mit Rücksicht auf die unerhörte Drohung jede weitere Antwort an den Herrn Oberst ablehnte".

SPD. Wieder ist ein Tag vergangen, ohne dass die für Montag in Aussicht gestellte endgültige Verständigung zwischen Amerika und Frankreich Wirklichkeit geworden wäre. Schon glaubte man allgemein an den Abschluss der Verhandlungen, als Frankreich mit neuen Forderungen hervortrat, Forderungen, die zweifellos mit dem Hooverplan nicht in Einklang zu bringen sind.

Der amerikanische Staatspräsident hatte der Pariser Einigung über die grundsätzlichen Streitpunkte am Sonntag seine Zustimmung unter der Voraussetzung erteilt, dass über die noch offenen technischen Fragen eine Expertenkonferenz unter Hinzuziehung Deutschlands entscheidet und zwar im Sinne des Hooverplanes, d.h. dass alle Regierungsschulden gestundet und Zahlungen an die Regierungen, insbesondere von Deutschland, während des Freijahres nicht geleistet werden. Frankreich widersprach und stellte sich auf den Standpunkt, dass die deutschen Sachlieferungen fortgeführt werden müssen. Es fordert also im Widerspruch zu dem Vorschlag Hoovers von Deutschland Zahlungen indirekter Art in Höhe von mehreren hundert Millionen Mark jährlich. Hoover widersetzte sich dem. Es kam zu neuen Verhandlungen, die neue Schwierigkeiten aufwürfen. Alle auf den Montag gesetzten Hoffnungen wurden illusorisch gemacht. Wieder ging es hin und her, wieder wurden zwischen Washington und Paris Vermittlungsvorschläge und Gegenanschläge ausgetauscht, als ob es auch für Deutschland nicht darauf ankommt, ob die endgültige Entscheidung heute oder morgen fällt.

Wie lange soll das so weitergehen? Am Montag sind wieder annähernd 80 Millionen Mark in Devisen abgewandert. Gewiss ist das nicht allein auf den schleppenden Gang der Pariser Verhandlungen zurückzuführen, aber dass das ewige Hin und Her dazu beiträgt, ist nicht von der Hand zu weisen. Es wäre ein Wunder, wenn es anders wäre. So stellt Frankreich unsern Willen zur Verständigung wie-

der einmal auf eine harte Geduldsprobe. Wir haben Verständnis für seine Situation, aber schliesslich sollte auch Frankreich über den morgigen Tag hinaus daran denken, was werden kann wenn übermorgen in Deutschland das Chaos seinen Lauf nimmt. Vielleicht ist es dann so, dass die Opfer, die es heute freiwillig bringen kann, zu denen, die es morgen bringen muss, in keinem Verhältnis mehr stehen. Darum appellieren wir in diesen für Deutschland so ausserordentlich kritischen Stunden nochmals an die französische Regierung, im Interesse des Friedens und der Verständigung dem ewigen Hin und Her ein Ende zu machen, appellieren wir an das französische Volk, in dieser schweren Zeit ein Opfer zu bringen, das zur Entspannung der Lage beitragen kann und dem Hoover-Plan unter dem gegenwärtigen Stand der Verhandlungen zuzustimmen, in seinem eigenen Interesse und in dem Europas.

-----

SPD. Genf, 6. Juli (Eig. Drahtb.)

Das Ständige Komitee für Wissenschaft und Kunst, das 1930 vom Völkerbund gegründet wurde, ist jetzt in Genf zum ersten Male zusammengetreten. Für Deutschland nimmt Thomas Mann an den Verhandlungen teil.

Eine rege Aussprache brachte in der ersten Sitzung die Uebereinstimmung, dass zwischen den literarischen und künstlerischen Organisationen aller Länder engere Verbindung hergestellt und den Intellektuellen die Beratungen ihrer technischen und sachlichen Interessen im Rahmen des Völkerbundes ermöglicht werden müssten. Dadurch wurden die Intellektuellen auch an der Notwendigkeit und den Aufgaben des Völkerbundes stärker interessiert. Auf Einladung der Stadt Frankfurt am Main wird das Komitee anlässlich des 100. Todestages Goethes im Jahre 1932 seine Sitzung in Frankfurt abhalten und zwar in der Woche vor Pfingsten vom 8. bis 14. Mai.

-----

SPD. Amsterdam, 6. Juli (Eig. Drahtb.)

Eine Friedensaktion grössten Stils wird von der gesamten niederländischen Tagespresse ohne Unterschied der Richtung vom 8. bis 20. Juli durchgeführt werden. Allen Tageszeitungen werden gedruckte Formulare beigelegt, in denen jeder Niederländer über 18 Jahre durch seine Unterschrift seinen entschiedenen Willen zum Frieden und zur allgemeinen Abrüstung bekunden soll. Auf diese Weise sollen Millionen von Unterschriften gesammelt werden, die schliesslich durch ein besonderes Komitee der Abrüstungskonferenz des Völkerbundes im Februar 1932 überreicht werden sollen.

-----

SPD. Paris, 6. Juli (Eig. Drahtb.)

Die französisch-amerikanischen Verhandlungen, die durch die Aufrollung der Sachlieferungsfrage plötzlich wieder in Schwierigkeiten geraten sind, wurden am Montag nachmittag um 15 Uhr im Innenministerium wieder aufgenommen. Man prüfte u. a. einen von dem französischen Finanzminister gemachten Vermittlungsvorschlag, nach dem ein Teil der Sachlieferungen mit Hilfe der bei der BIZ hinterlegten Summen für bisher nicht ausgeführte Sachlieferungen und der Rest durch die Reichsregierung bezahlt werden soll. Die Konferenz war um 16.30 Uhr zu Ende. Um 5 Uhr trat das französische Kabinett zusammen.

-----

SPD. Ulm, 6. Juli (Eig. Drahtb.)

Vor dem Schöffengericht Ulm hatten sich mehrere Reichsbannerleute wegen "schweren Landfriedensbruchs" zu verteidigen. 5 Reichsbannerleute erhielten je 3 Monate, zwei jugendliche Reichsbannerleute je 3 Wochen Gefängnis mit 3 Jahren Bewährungsfrist. Der Führer der betreffenden Kameradschaft, der die verurteilten Reichsbannerleute angehören, wurde wegen schweren Landfriedensbruchs sogar zu 6 Monaten Gefängnis verurteilt. Das Urteil hat innerhalb der republikanischen Bevölkerung starke Entrüstung ausgelöst.

In Ulm veranstaltete eine Kameradschaft des Reichsbanners am 18. März einen Werbeumzug durch die Oststadt. Die Reichsbannerleute wurden von den Nazis als "Judenknechte, Barmats, Sklareks" usw. beschimpft. Als zwischen den Nazis und einigen Zivilisten, die über die Schimpfereien empört waren, Schlägereien entstanden, bildeten die Reichsbannerleute eine Sperrkette, um weitere Misshandlungen Unbeteiligter zu verhüten. Während die provozierenden Nazis von den Behörden unbehelligt blieben, erhob die Staatsanwaltschaft gegen 11 Reichsbannerleute Anklage wegen Landfriedensbruchs usw. Trotz des Hinweises der Verteidigung darauf, dass aus der Bildung einer Sperrkette unmöglich allein die Absicht, Gewalttätigkeiten zu verüben, gefolgert werden könne, kam das Grosse Schöffengericht in Ulm zu einer Verurteilung von 8 Angeklagten. Drei wurden freigesprochen. Ein nationalsozialistischer Zeuge, der auf eine Frage des Verteidigers die Antwort verweigerte, weil er "einem Juden keine Antwort gebe", wurde zu einer Ordnungsstrafe von 20 Mark verurteilt.

Das Urteil hat mit Recht starke Entrüstung hervorgerufen. Die Reichsbannerleute hatten sich weder gewalttätig benommen noch durch ihr Verhalten zur Verschärfung der Situation beigetragen. Trotzdem wurden sie verurteilt, während man die eigentlichen Rowdys laufen liess.

SPD. Rom, 6. Juli (Eig. Drahtb.)

Auf Wunsch von Moskau werden kurz nach dem Besuch des amerikanischen Staatssekretärs Stimson, der am Dienstag hier erwartet wird, neue Verhandlungen über eine Erweiterung des Wirtschaftsabkommens zwischen Italien und Russland stattfinden. Obwohl in diesem Jahre erst ein Zusatzabkommen abgeschlossen wurde. Inwieweit wichtige Änderungen weltpolitischer Probleme in diese Wirtschaftsverhandlungen hineinspielen, lässt sich zur Zeit noch nicht übersehen. Aber es handelt sich bei den Verhandlungen sicher nicht nur darum, dass Italiens Rüstungsindustrie für Russland stärker arbeiten soll. Notwendige engere Beziehungen zu Sowjetrußland werden auch in der hiesigen Presse verlangt. Von Russland dürfte eine Einigung über Fragen der europäischen Politik, die nach Genf hinüberspielt, versucht werden. Das Eintreten Italiens für Sowjetrußland in Genf hat seine besonderen Hintergründe.

SPD. Die Berliner Polizei hat am Montag in der Linienstrasse ein kommunistisches Verkehrslokal ausgehoben und 18 Personen festgenommen. Die polizeiliche Aktion erfolgte im Zusammenhang mit dem Mord an dem Berliner Schupowachtmeister Kuhfeld, der in der vergangenen Woche während einer kommunistischen Demonstration in der Frankfurter Allee das Opfer seines Dienstes wurde.

Als die Beamten in das Lokal eindrangen, befanden sich in ihm etwa 50 Personen, die einer Leibesvisitation unterzogen wurden. 18 Personen erwiesen sich als verdächtig, an der Verabredung der Demonstration in der Frankfurter Allee und an der dortigen Schiesserei beteiligt gewesen zu sein. Unter den Festgenommenen vermutet man auch den Mörder des Oberwachtmeisters Kuhfeld.

# Aus aller Welt

"Mec" bei der Arbeit.

Formen des Mädchenhandels - Legale Verbrechen - Die möglichen Rettungsmittel.

SPD. Die kürzlich in Warschau erfolgte aufsehenerregende Verhaftung mehrerer Mädchenhändler durch die Polizei lenkt die Aufmerksamkeit wieder auf das Problem des Mädchenhandels.

Die "Weltliga zur Bekämpfung des Mädchenhandels" erklärt, es gibt einen Mädchenhandel und will damit ihre Existenzberechtigung beweisen? aber die Kriminalpolizei vieler Länder bestreitet das Vorkommen dieser Verbrechen, und die Strafregister dieser Rubrik zeigen leere Seiten. Beide haben Recht und Unrecht. In der ursprünglichen Form und Handhabung hat der Mädchenhandel aufgehört. Es werden kaum noch unwissende Mädchen schubweise über die Grenzen und nach Südamerika befördert, um sie der Prostitution in die Arme zu treiben. Sie werden nicht mehr chloroformiert und als reine keusche Blumen in die Bordelle geschafft. Die ganze Sache spielt sich seltsam auf der Hintertreppe, aber häufig schon recht formell geschäftlich ab.

## Der grosse Irrtum.

Das Angebot ist durch Lust- und Luft hunger zahlreicher junger Mädchen, die Not oder Schicksal sowieso zur Prostitution trieb, gross genug, um mehr als genügend den Bedarf zu decken. Es wäre vollkommen irrig, wenn man annehmen würde, dass diesen Frauen ihre mögliche Bestimmung unbekannt wäre. Sie setzen jedoch höhere Erwartungen in Rechnung, als sich in der Regel erfüllen. Sie hoffen drüben auf einen reichen Freund und landen doch nur im Bordell. Sie haben sich getäuscht. Viele bereuen diesen Irrtum ewig.

## Hochzeitsreisen...

Der französische Mec (Zuhälter) heiratet unter Umständen solch ein Mädchen, nur um sie sicher über den Ozean zu bringen. Die hemmenden Altersvorschriften können dabei durch die Ehegrenze herabgesetzt werden. Muckt die Frau später auf, so entsteht zwar gesetzlich ein Delikt, aber doch ein schwer beweisbares. Ist der Mec erst drüben im Lande angekommen, dann entledigt er sich unter Mithilfe der ansässigen Kumpane seiner "Beute" wie einer Klette. Er verkauft sie einfach wie eine Ware.

## "Tänzerinnenschicksal".

Während es sich hier immerhin schon um Frauen handelte, die auf alle Fälle beabsichtigt hatten, aus ihrer Sexualität Geld zu ziehen, verhält es sich bei dem verschleierten Mädchenhandel, wie er insbesondere mit Tanzgirls und Artistinnen getrieben wird, denen man unter Vorspiegelung falscher Tatsachen "Engagements" verschafft, wesentlich anders. Die neuesten Fälle von Schweden und Sofia beleuchten einigermassen die längst bekannte Gepflogenheit, das engagierte Artistenpersonal zum unentgeltlichen Animieren nach der Vorstellung ausgenutzt wird. Diese Animiertätigkeit grenzt immer hart an Prostitution und gibt selbst dann, wenn es nicht zum Letzten kommt, Anlass zur moralischen Zermürbung der Persönlichkeit. Im übrigen wird durch einen breiten Zustrom von Alkohol die Willensfreiheit allmählich doch so ausgeschaltet, dass der Rest der Anfang der langen Strasse ist, an deren Ende das Freudenhaus steht. Niemand hat hier eigentlich "gehandelt" - der Markt ist frei, die Handlung liegt in der Luft. Nicht zur Prostitution wird das Mädchen gezwungen, aber doch zu einer

Vorsufe, die nur scheinbar harmlos ist. Juristisch ist der Rest: Selbstbestimmung. Aber auch nur juristisch.

#### Indirekte Erpressung.

Es gibt auch eine Methode der indirekten Erpressung, die dazu angetan ist, das Mädchen, das unter allen Umständen fest bleiben will, gefügig zu machen. Dieses Mädchen hat zwar einen Kontrakt mit vielen Paragraphen, aber mehr noch steht zwischen den Zeilen. Wenn es nicht "verständlich" und "gefügig" ist, dann sperrt man ihm die Gagen, macht es hilflos, stellt es gewaltsam in eine Notlage. Dann lässt man den heimlichen Bewerber als guten Freund auf die Naive los, er tritt als Retter in der Not auf, sie kapituliert ihm gegenüber nicht aus Liebe, sondern aus Dankbarkeit und ist da, wo man sie haben wollte - oder im Bordell. Eine kleine Erpressung, durchaus in legalem Rahmen. Die Situation ist für das Opfer noch weit schwieriger, wenn durch einen fingierten Diebstahl Garderobe, Koffer und Papiere gestohlen werden, was nicht allzu selten vorkommt. Sie finden sich erst wieder, wenn der Schritt auf die Horizontale vollzogen ist. Konsulate und Gesandtschaften kommen meistens zu spät.

#### Aufklärung!

Aufklärung, sexuelle Erziehung und Charakterbildung sind die einzig wirklich durchgreifenden Hilfsmittel gegen den verschleierte Mädchenhandel. Es würde sich sicher bewähren, wenn man alle ins Ausland reisenden Mädchen vorher polizeilich darüber aufklärte, was die möglichen Perspektiven eines solchen Engagements sind; man müsste auch die Verbrechertricks und die Abwehrmöglichkeiten bekannt geben. Ein Generalrezept gibt es nicht, auch kein Generalgesetz.

+ + +

Jonas-Prozess. Vor dem Schwurgericht in Güstrow (Mecklenburg) begann am Montag die Verhandlung gegen den wiederholt vorbestraften Klempnergesellen und "Erfinder" Friedrich Jonas, der sich wegen Tötung eines 70jährigen Gefangenen aufsehers zu verantworten hat. Auf der Anklagebank sitzen Jonas, seine der Beihilfe angeklagte Ehefrau, sein Stiefsohn Jürs und ein Kaufmann Kasilets. Der "Erfinder-Hochstapler, der in den letzten Jahren unter dem Namen Dr. von Hohenau verschiedene gross angelegte Betrügereien in Szene gesetzt haben soll, bemüht das Gericht über die Identität seiner Persönlichkeit im Unklaren zu lassen: Jonas will nicht Jonas sein, sondern nur die Papiere eines gewissen Jonas haben. Es scheint aber doch, dass der phantasievolle Klempner durch Fingerabdrücke identifiziert ist. - Zu Beginn der Verhandlung stellt der Vorsitzende fest, dass Jonas im Jahre 1885 in Lübeck geboren sei, 1911 nach Amerika auswanderte, 1919 wegen Falschgeldverbreitung, Urkundenfälschung usw. zu 11 Jahren Zuchthaus verurteilt wurde, aber bereits 1926 entlassen wurde. Andere Verurteilungen folgten, Im Jahre 1926 trat Jonas mit seiner Erfindung, Wasserstoffgas aus Wasser herzustellen und zwar auf elektrischem Wege, zum ersten Male an die Öffentlichkeit. In Amerika gründete er sogar eine Gesellschaft zur Ausbeutung dieser Erfindung. Unter dem Verdacht der Hochstapelei kam Jonas, der 1928 nach Deutschland zurückgekehrt war, ins Untersuchungsgefängnis Malchow, durfte aber mit Genehmigung des Gerichts später unter Aufsicht eines Gefangenewärters in einer Fabrik seine Versuche weiter durchführen. In Wirklichkeit hat er in der Zwischenzeit seine Flucht, die mit amerikanischem Geld finanziert worden war, vorbereitet und am 4. Mai 1931 - mit der Ermordung seines Wächters eingeleitet. Jonas konnte bereits nach kurzer Zeit verhaftet werden. Seine Absicht war, in einer Jacht über Island und Grönland nach Kanada zu fahren. In USA wird Jonas ebenfalls gerichtlich verfolgt; er soll sich hier durch betrügerische postalische Machenschaften die Summe von 300 000 Dollar erschwindelt haben.

# Gewerkschaftliche Rundschau ✘

Treue im Sturm!

Aufmarsch der Fabrikarbeiter.

SPD. München, 6. Juli (Eig. Drahtb.)

Zum zweiten Mal während des 41jährigen Bestehens ihres Verbandes sind die freigewerkschaftlichen Fabrikarbeiter in München zu ihrem Verbandstag zusammengetreten. Das erste Mal - 1908 - wies der Verband 137 000 Mitglieder auf, heute sind in ihm 450 000 Arbeiter organisiert. Die Internationale Vereinigung der Fabrikarbeiterverbände zählt, wie ihr Sekretär Jonge-Amsterdam in seinem Begrüßungswort mitteilte, in 15 Ländern 23 Organisationen mit 575 000 Mitgliedern.

Der greise Terenan-London übermittelte die Grüße der Union der englischen Gemeinde- und Staatsarbeiter. Er betonte unter begeisterter Zustimmung, dass die Hoover-Aktion und alles, was damit zusammenhängt, im wesentlichen ein Erfolg der Politik des Kabinetts MacDonald sei. Für den ADGB begründete der Vorsitzende Peter Grassmann-Berlin in temperamentvoller Ansprache die Haltung des Bundesvorstandes bei der letzten Notverordnung. Was wir getan haben, so erklärte er, geschah nach sorgfältigster Prüfung und in der unumstößlichen Ueberzeugung, dass es notwendig war, um Schlimmeres von der deutschen Arbeiterschaft fernzuhalten.

Der Verbandsvorsitzende Brey-Hannover verknüpfte seine Berichterstattung mit einem grosszügigen Vortrag über die Haltung der freien Gewerkschaften zur augenblicklichen Tagespolitik. Seine durch wiederholte Beifallskundgebungen unterstrichenen Ausführungen waren eine einzige Rechtfertigung der Politik des ADGB und seiner Unterstützung der Sozialdemokratie in ihrem Kampf mit der sozialen und faschistischen Reaktion. Brey lehnte schärfstens die gewerkschaftsfeindliche Hetzarbeit der Kommunisten und Nationalsozialisten ab: Die Arbeiterschaft lässt ihre Interessen nicht von ein paar "Herren- und Rassenmenschen" vertreten. Die organisierte Arbeiterschaft wehrt sich gegen die italienischen Methoden genau so, wie sie überzeugt ist, dass sich russische Verhältnisse auf Deutschland nicht übertragen lassen, hätte die Sozialdemokratie nicht notgedrungenermassen die Brüning-Regierung toleriert, dann wäre für die Arbeiterschaft nicht nur nichts erreicht gewesen, sondern es wäre eine politische Machtverschiebung gekommen, die den Gewerkschaften alle Möglichkeiten genommen hätte, auch nur das Geringste für die Arbeiterschaft zu tun. Wir sehen die sozialdemokratische Partei grundsätzlich an als die politische Vertreterin der arbeitenden Klasse (Beifall), die wir tatkräftig zu unterstützen haben, und darum haben wir ihr in ihrem letzten Wahlkampf finanzielle Mittel zur Verfügung gestellt. Die Sozialdemokratische Partei ist es, die allezeit unsere sozialpolitischen Forderungen nicht nur energisch vertreten, sondern sie auch gemeinsam mit unseren Vertretern und Sachverständigen durchberaten und formuliert hat. Hätten die Kommunisten auch nur ähnlich gehandelt, dann wären auch sie unterstützt worden; sie aber haben alles bekämpft, was von den Gewerkschaften vertreten wurde. Sie propagierten immer das Gegenteil dessen, was die Gewerkschaften wollten. Ihr Kampf galt beinahe ausschliesslich den Gewerkschaften.

Zu den politischen Ereignissen der letzten Wochen bemerkte Brey, dass die Entscheidungen selbstverständlich nicht freudig gefällt wurden, sondern aus

der zwangsweisen Vorstellung heraus, dass Schlimmeres zu verhüten war. Die gleiche verantwortungsbewusste Einstellung habe die Sozialdemokraten auch in den Gemeinden genötigt, unangenehme und ertragbare Steuerbeschlüsse zu fassen, aber hier habe es meistens gegolten, den Aermsten den Wecken Brot zu sichern. Wenn kürzlich eine deutsche Stadt nahe daran gewesen sei, ihr Rathaus zu verkaufen, und der grösste Teil anderer Gemeinden sich in ähnlicher Lage befänden, dann beleuchte das Schwierigkeiten, denen die freien Gewerkschaftsvertreter Rechnung zu tragen hätten.

Wir alle, so schloss Brey, wünschen den Aufstieg der Arbeiterklasse. Wir sehen in der Aktion Hoovers und der Engländer einen Lichtblick. In gewissen Zeiten ist Hilfe und Kreditgewährung für die Wirtschaft gleichbedeutend mit Arbeitsbeschaffung. Der Aufstieg der Arbeiterklasse ist nicht das Werk von Verzweiflungstaten, sondern einer vernünftigen Entwicklung. Der wahre Klassenkämpfer ist der, der seiner Organisation die Treue bewahrt und für deren Geschlossenheit kämpft. (Lebhafter Beifall)

Der Vorsitzende des Keramischen Bundes, Grünzel, erörterte die besonderen Wirtschaftsverhältnisse in den Gruppen Grobkeramik, Glas und Feinkeramik, die unter der Krise ganz ausserordentlich zu leiden haben. Am härtesten sind die Ziegler betroffen, die in Ostpreussen nicht weniger als 90% Arbeitslose zählen. Grünzel bezeichnete die Zusammenarbeit der Keramischen Gruppen mit dem Hauptvorstand als ausgezeichnet. Glas- und Porzellanarbeiter fühlen sich wohl im grossen Fabrikarbeiterverband. Die Veeschmelzung des Keramischen Bundes mit dem Fabrikarbeiterverband war angesichts der fortschreitenden Konzentration des Kapitals wie der Unternehmerschaft dringend notwendig.

Ueber die Vermögensverhältnisse und das Organisationsleben des Verbandes gab der Hauptkassierer Rössler interessanten Aufschluss. Drei bewegte und recht unterschiedliche Berichtsjahre liegen hinter uns. Im Jahre 1928 vermehrte sich das Verbandsvermögen um 3 Millionen Mark, 1929 um 5 Millionen Mark, während 1930 eine geringe Abnahme um 230 000 Mark zu verzeichnen war. Ende des Jahres 1930 wies der Verband ein Vermögen von 14 260 929 Mark aus. Die Beitragseinnahmen gingen infolge der Arbeitslosigkeit naturgemäss stark zurück, trotzdem können sie auch heute noch als befriedigend betrachtet werden. Die Mitgliederzahl betrug zu Jahresbeginn 441 427, doch ist sie seit Einsetzen der Krise um rund 10% gesunken, eine Ziffer, die noch durchaus als günstig angesehen werden muss. Sehr respektabel sind die Unterstützungsleistungen des Verbandes. Seit Stabilisierung der Währung wurden 29 Millionen Mark an Unterstützungen, hauptsächlich für arbeitslose und kranke Mitglieder, ausgegeben. Mit gutem Recht stellte Rössler fest, dass allein das Bestehen des Verbandes auch wesentlich dazu beigetragen habe, die Auswirkungen der Wirtschaftskrise zu mildern. Heute ist äusserste Sparsamkeit notwendig. Der Verband darf sich durch die Krise nicht finanziell erschöpfen, denn nach der Krise gilt es, den Mitgliedern wieder das zurückzuerobern, was man heute opfern und nachgeben muss.

Mit stolzer Genugtuung konstatierte Rössler am Schluss seines Berichtes, dass alle Bestrebungen der Kommunisten, Faschisten und Unternehmer, den Verband in der Krise schachmatt zu machen, erfolglos blieben und bleiben.

SPD. Am kommenden Donnerstag findet die Neuwahl der Arbeitskammer für den den Ruhrbergbau statt. Sie hat für die Ruhrbergarbeiter grosse Bedeutung. Die Arbeitskammer wirkt durch Auskünfte, Gutachten und Anträge an der Beeinflussung des Bergbaus durch das Reich mit. Ebenso hat sie über die Sicherheit des Grubenbaus und die Einrichtungen des Betriebs im Interesse der persönlichen Sicherheit und des öffentlichen Verkehrs zu beraten. Sie hat auch Gutachten zu erstatten über Erlasse von Vorschriften aufgrund des Berggesetzes und der Bergpolizeiverordnungen zum Schutz von Leben und Gesundheit der Bergarbeiter.

Bei der letzten Arbeitskammerwahl haben drei Viertel aller Wähler mit der Vertretung ihrer Interessen die Freien Gewerkschaften beauftragt. Diese haben sich des in sie gesetzten Vertrauens würdig erwiesen.

SPD. In der Eisenindustrie Nordwest haben die Metallarbeiterverbände in einer Vorberatung für die kommenden Tarifverhandlungen sich dahin geeinigt, in der Lohnfrage jede Verschlechterung des Tarifs abzulehnen und in der Arbeitszeitfrage die Forderung auf Einführung der 48 Stundenwoche (Beseitigung der Sonntagsarbeit usw.) zu erheben.

Unabhängig davon geht die Bewegung zur Einführung der 40-Stundenwoche, Am Dienstag werden die Verhandlungen der Regierung mit den Spitzenverbänden weitergeführt.

SPD. Das war ein richtiger Schlag ins Kontor der KPD - die sensationelle Rede Stalins, des Obersten der Sowjet-Regierung, in der auch mit dem letzten Rest eines Anscheins, als ob in Russland der Kommunismus regiere, aufgeräumt wird. Erfreulich, dass Stalin mit dem blöden Schwindel, Sowjet-Russland sei ein kommunistisches Land, radikal Schluss macht. Die Sowjet-Machthaber haben sich schon seit Jahren darüber beklagt, dass das Ausland immer wieder und immer noch vom "Kommunismus" in Russland spreche. Die Kenner Russlands wussten längst Bescheid. Allein die Thälänner und die übrigen Leithämmer der Sowjet-Propaganda in Deutschland mussten immer wieder ihrem staunenden Publikum vom Kommunismus in Russland erzählen. Das Sowjetparadies war nun einmal eine zu schöne Parole für den Dummenfang. Die hohen Herren in Moskau mochten deshalb nicht auf diese Parole verzichten, so lächerlich sie ihnen auch vorkam und so oft sie sich auch dafür bei den Nicht-Kommunisten, die nach Moskau kamen, förmlich entschuldigten.

Was werden nun unsere Thälänner ihren lieben Bähämmern von Russland künftig erzählen? Dass drüben der Amerikanismus grosse Fortschritte macht? Ob sich die deutschen Proleten so sehr für den Amerikanismus begeistern? Ob sie ihm zuliebe noch länger der KPD nachlaufen? Scharfes Arbeitstempo, Akkordhetze-rei, Betriebsfaschismus - wenn Russland nach den Erklärungen Stalins zunächst auch nichts anderes kann als industrialisieren, rationalisieren und schikanieren, dann lohnt es sich doch wohl kaum mehr, den blöden Phrasen der KPD über das Arbeitervaterland Russland usw. Gehör zu schenken.

Vielleicht gehen dem deutschen Arbeiter, der sich von den Kommunisten hat einfangen lassen, schliesslich doch noch die Augen auf. Vielleicht erkennt er doch noch, dass er zwischen Amerika und Russland trotz aller Misere, die ihn zurzeit drückt, unter der Führung der Gewerkschaften nicht einmal so schlecht gefahren ist.

SPD. Das Reichsarbeitsministerium erklärt sich für die Frage der Grosspensionäre als unzuständig. Danach müssten sich alle Aufforderungen nach einer Senkung der Grosspensionen - nur die Pensionen der Generäle der alten Armee laufen angeblich über das Reichsarbeitsministerium - an das Reichsfinanzministerium richten. Hoffentlich geht bei der Uebermittlung der an den Reichsarbeitsminister gerichteten Appelle an das Reichsfinanzministerium nicht der von uns veröffentlichte Vorschlag des Reichstagsabgeordneten Dr. Voelter verloren, in dem ein Weg zur Erfassung der von der Notverordnung geschonten Grosspensionen gezeigt wurde; denn die Hauptsache ist, dass eine Antwort auf diesen Vorschlag erfolgt.

# Wirtschaft Technik Handel

## Weltwarenmärkte.

### Kurze Dauer der Hoover-Hausse.

SPD. Eine der grossen Ursachen für die krisenhafte Gestaltung in der Wirtschaft aller Länder ist die Preiskatastrophe auf den Weltwarenmärkten, die durch Verbilligung der menschlichen Arbeitskraft (Maschineneinsatz, Rationalisierung usw.) in den letzten Jahren eingetreten ist. Wenn die Nordamerikaner nun vorgeschlagen haben, durch eine Zahlungsstundung vor allem die europäische Kaufkraft aufzuforsten, haben sie nicht zuletzt daran gedacht, durch eine derartige Aktion die Verhältnisse auf den grossen Rohstoffmärkten zu normalisieren. Eine nordamerikanische Wirtschaftszeitschrift hat wohl die Situation am besten gekennzeichnet, indem sie schrieb, dass das amerikanische Volksvermögen jedes Mal um 30 Millionen steigt, wenn Europa wieder Weizen kauft und sich der Weizenpreis nur um einen Cent steigert. Die Hooverbotschaft hat tatsächlich die Weltwarenmärkte angeregt. Aber diese Anregung war nicht von langer Dauer. Auch hier hat der französische Widerstand gegen das amerikanische Projekt die Belebung gestört und gedrosselt.

Schon die Getreidemärkte, an die man in Amerika vor allem allerlei Hoffnungen knüpfte, haben auf die Hooverbotschaft nicht in dem Masse reagiert, wie man das wohl erwartete. Sicherlich, die ganze Tendenz gestaltete sich nach Bekanntwerden des Hooverplanes freundlicher. Nun wird aber schon seit Anfang Juni die Welt von Kanada aus mit Nachrichten überflutet, dass man dort eine Missernte schlimmster Art erwartet. Unbegründet sind diese Meldungen nicht. In normalen Zeiten würden diese Meldungen die Preise auch stark in die Höhe getrieben haben. Dieses Mal ist ein solcher Erfolg ausgeblieben. Der Grund dafür ist einmal darin zu suchen, dass in Kanada und Nordamerika Bestände aus alter Ernte in einem Umfang lagern, der den Ausfall einer kanadischen Missernte ohne weiteres deckt. Im übrigen sind die Abschliessungsneigungen in den europäischen Ländern weiter ins Kraut geschossen. So haben England und Holland einen Vermahlungszwang für inländisches Getreide eingeführt. Auch muss man in Europa mit guten Ernten rechnen; in Deutschland ist man eigentlich nur hinsichtlich der Roggenernte etwas im Zweifel. Die europäischen Ernteaussichten lauten auf mittel bis gut.

Auch die Märkte, die für Konjunkturstimungen im allgemeinen am empfänglichsten sind, also die Textilrohstoffmärkte, haben aus der Hooverbotschaft nur soweit Hoffnung schöpfen können, um eine ganz kurze spekulative Aufwärtsbewegung bei der Baumwolle zu fundieren. Allerdings kommt dieses Mal die australische Wollschur früher ins Fließen. Auch die Aussichten für die amerikanische Baumwollernte sind weit günstiger, als man im verflossenen Frühjahr annehmen wollte. Das macht begreiflich, dass sich die belebungen in Grenzen halten, wie auch an den Eisenmärkten der Stimmungsumschwung und die Preissteigerungen im grossen und ganzen bescheiden geblieben sind.

Anders vollzog sich die Entwicklung an den Metallmärkten. Diese zeigten nach Bekanntwerden der Hooverbotschaft - das gilt besonders für die Londoner Märkte - ein wahres Deckungsfieber. Daneben führten Meinungskäufe zu Kursprüngen, die z.T. über 10 Prozent des vorherigen Werts noch hinausgingen. Der Markt ist seitdem im Grundton wieder schwankend geworden, was man allgemein auf die Pariser Verhandlungen und auf sonstige politische Vorgänge zu-

rückführt. Fest steht aber auch, dass sich weitere Kreise der Abnehmerschaft in der beginnenden Kupferhaussa übernommen haben. So schätzt man z.B. am Kupfermarkt die europäischen, überwiegend auf Deutschland entfallenden Käufe der ersten Woche nach Bekanntwerden des Hooverschen Projektes auf etwa 100 000 Tonnen. Diese Mengen reichen angesichts des jetzigen schleppenden Geschäftsganges für mehrere Monate aus.

Man kann dem internationalen Kupferkartell auch bescheinigen, dass es alles getan hat, um die durch die Hooverbotschaft angeregte Stimmung zu überhitzen. Das Kartell hat nicht nur den Preis erhöht, sondern es stellte auch, wie schon in früheren Fällen, zum jeweiligen Preis nur lächerlich kleine Mengen - für Europa täglich durchschnittlich 2 000 bis 2 500 Tonnen - zur Verfügung. Das lenkte einen grossen Teil der Käufe auf den Londoner Standardmarkt ab. Dort konnten aber die meisten Industrien die von ihnen gebrauchte Ware nicht erhalten. Das führte zu Widersprüchen; so verkaufen die Aussenseiter, die sonst das Kartell unterbieten, über Kartellpreis. Bis jetzt hat das Kartell in vier ganz kurz aufeinander folgenden Sprüngen den Preis um einen Cent erhöht. Der Markt zeigte jedoch in den letzten Tagen wieder schwere Ermüdungs- und Schwächezeichen.

Ähnlich haben sich die Ereignisse auf den anderen Metallmärkten abgespielt. Daneben wirken sich noch andere Gründe aus, so u.a. beim Zink die Behauptung, dass jetzt das europäische Zinkkartell zustande komme und somit eine Produktionseinschränkung von mindestens 45 Prozent vorgenommen werde. Beides erscheint ungewiss.

SPD. Das rheinisch-westfälische Kohlensyndikat gibt den arbeitstäglichen Absatz für Juni mit 194 000 Tonnen an gegenüber 198 000 Tonnen im Mai. Davon gingen in das unbestrittene Gebiet 94 000 Tonnen (99 000 Tonnen) und in das bestrittene Gebiet 100 000 Tonnen (99 000 Tonnen). Die Haldenbestände haben sich nicht verändert. Bei den Koksbeständen ist eine kleine Verringerung eingetreten.

SPD. Die Bezirksversammlung des Revisionsverbandes Gemeinnütziger Bau- genossenschaften, Dewog-Revisionsverband, Berlin, hat eine Entschliessung angenommen, in der darauf verwiesen wird, dass sich die Mietsrückstände im Jahre 1931 von Monat zu Monat steigerten. Das müsse festgestellt werden, trotzdem in vielen Fällen von Krisen- und Wohlfahrtsunterstützten die Hälfte und mehr ihres Einkommens als Miete abgeführt wird. Andererseits entstanden durch das Sinken der Baukosten die grössten Schwierigkeiten für die Wohnungsbauten aus Jahren hoher Baukosten und Hypothekenzinsen, deren Mieten erheblich höher seien, als die der jetzt erbauten Kleinwohnungen. An vielen Orten wanderten bereits Mieter aus den älteren, teurer erbauten Wohnungen in neue ab. Bauten aus früheren Jahren würden durch leerstehende Wohnungen unrentabel. Diesen Schwierigkeiten könne nur durch Massnahmen der öffentlichen Hand begegnet werden, insbesondere durch Gewährung von Zinszuschüssen, Herabsetzung der Zinsen bzw. Verzicht auf die Verzinseung der für den gemeinnützigen Wohnungsbau hergegebenen öffentlichen Mittel.

SPD. Durch das vorherrschend warme und trockene Juniwetter ist die Weiterentwicklung der Reben sehr begünstigt worden. Für die wichtigsten Gebiete des deutschen Weinbaus lautet die Begutachtung des Rebstandes unter Zugrundelegung der Zahlennoten 1 = sehr gut, 2 = gut, 3 = mittel, wie folgt: Preussisches Rheingebiet 2,0 (im Vormonat 2,1), übriges Preussisches Rheingebiet 2,0 (2,0), Nahegebiet 1,8 (1,8), Mosel-, Saar- und Ruwerggebiet 1,7 (1,8), Ahrgebiet 2,0 (1,9), Badische Weinbaugebiete 2,3 (2,2), Rheinhessen 2,0 (2,2), Rheinpfalz 1,8 (1,9), Unterfranken 1,6 (1,8) und Neckarkreis 2,2 (1,9).

Ohne Wirkung.

(Berliner Getreidebörse vom 6. Juli.)

SPD. An der Berliner Produktenbörse herrschte am Montag ausgesprochen schwache Tendenz. Die überaus schwierige Lage am Geldmarkt zieht auch den Getreidehandel immer mehr in Mitleidenschaft. Auch die vom Reichsernährungsministerium bekanntgegebenen Massnahmen zwecks Stützung der Preise für die neue Ernte konnten keine freundliche Stimmung herbeiführen. Das Angebot in Brotgetreide beider Sorten war sowohl in alter wie in neuer Ernte recht gering. Da aber die Mühlen und sonstigen Käufer grösste Zurückhaltung übten, waren wieder starke Preisrückgänge zu verzeichnen, die sich auf 4 bis 5 Mark stellten. Auch am Markte der Zeitgeschäfte waren die Notierungen rückläufig. Mehl hatte weiter ruhigen Markt bei geringer Kauflust für beide Sorten. Für Hafer war die Tendenz gleichfalls sehr schwach.

	4. Juli	6. Juli
	(ab märkische Station in Mark)	
Weizen	253 - 254	249 - 250
Roggen	207 - 209	201 - 203
Futter- und Industrieroggen	168 - 198	165 - 196
Hafer	152 - 158	147 - 153
Weizenmehl	31,25-36,50	31,25-36,25
Roggenmehl	27,75-30,25	27,25-30,00
Weizenkleie	12,75-13,00	13,50-12,75
Roggenkleie	11,50-11,75	11,25-11,50

Handelsrechtliche Lieferungs geschäfte: Weizen Juli 252 (Vortag 254½), September 223 und Brief (225 ¾), Oktober 223½-223 (226). Roggen Juli 184-182½ (186½), September 177½-175 (179), Oktober 178-176 (179½). Hafer Juli 159 bis 157½ (163½), September 142-141 (145), Oktober 143-143 ¼ (146).

#### Amtliche Eiernotierungen.

SPD. Preisnotierungen für Eier festgestellt von der amtlichen Berliner Eiernotierungskommission am 6. Juli. A. Deutsche Eier: Trinkeier vollfrischegestempelte über 65 gr 9,25, über 60 gr 8,25, über 35 g 7,50, über 8 g 6,50, frische Eier über 35 g 7,25, Eier zweiter Sorte 5,50-7,50, aussortierte kleine und Schmutzeier 5,50. B. Auslandseier: Dänen 18er 9,50, 17er 8,75, 15½ bis 16er 8, Schweden 18er 9,50, 17er 8,75, 15½-16er 8, Estländer 17er 8,50, 15½ bis 16er 7,50-7,75, leichtere 7, Belgier 60-62 g 8,25-8,75, 57-58 g 8. Ungarn 6,25-6,50, Jugoslawen 6,50-7, Russen grosse 6,50-6,75, normale 6,25, abweichende 5,50-6, kleine Mittel und Schmutzeier 5-5,25. Die Preise verstehen sich in Rentenpfennig je Stück im Verkehr zwischen Ladungsbezieher und Eiergrosshändler ab Waggon oder Lager Berlin nach Berliner Usancen. Witterung: schwül, Tendenz: ruhig.

#### Amtliche Kartoffelnotierungen.

SPD. Amtliche Kartoffelpreisnotierung je Zentner waggonfrei märkischer Stationen deutsche Erstlinge 6,50 bis 7.--

# Kunst und Wissen

UNTERHALTUNGSBEILAGE DES S + P + D

Berlin, den 6. Juli 1931.

Tumla.<sup>x</sup>

SPD. Tumla lag auf dem Bauch und stützte den Kopf in beide Hände. Dem Südwestwind sah er entgegen, nach dem Walde am jenseitigen Ufer der Wiljui, wo Eichhörnchen in den Kronen herumhuschten, sich neckten und die Nester erneuerten. O, dieser Südwestwind! Wenn er während des kurzen Sommers von den Kirgisischen Steppen her über die Tundren strich, war ein Leben darin, das einfach die Todesstarre des Polarwinters wegblies. Fast über Nacht war das harte Steppegras hochgekommen. Tumla spürte die Werdekraft des Windes in seinen Knochen. Er sprang auf und schnüffelte ihm wie ein Hund entgegen. Dann legte er sich wieder hin und lag stundenlang. Westwärts über die Steppen, über den Ural ging sein Träumen, nach einem Lande, das so fern war, dass es nur noch als ein Märchen in ihm lebte. Ein Wort formte sich ihm zuweilen. Das kam schwer und fremdklingend über seine Lippen: "Deutschland". Der Krieg lag schon bis zur Unwirklichkeit weit hinter ihm. Aber die Erinnerung an warme Sommernächte, an helle, freundliche Mädchen war lebendiger als je. Er stöhnte, wenn die Erinnerung übermächtig wurde, und sah mit starren Augen in den Horizont, als sähe er dort Zauberbilder.

Aus Hans Wiedemann war Tumla geworden. Seit zehn Jahren, als er aus dem Strafgefangenenlager von Tururhansk nach der Mandchurei hatte fliehen wollen und todkrank den Jakuten in die Hände gefallen war, lebte er bei ihnen und war selbst Jakute. Ihm gefiel das freie, wilde Leben der Pelzjäger. An ihre Sitten hatte er sich bald gewöhnt. Und wenn er auch in der ersten Zeit nach Gelegenheit gesucht hatte, zu entkommen, so hatte er es doch bald aufgegeben. Die unendlichen Weiten schreckten ihn.

Aber nun: Schiffe sollten kommen, Schiffe aus Europa.

Janka, das Jakutenweib, weckte ihn aus seinen Träumen. Sie hatte sich gewaschen und das schwarze Haar frisch geölt, dass es in der Sonne glänzte. Sie legte sich neben ihn und presste ihren Körper an seinen. Tumla drehte nur den Kopf und sah wieder in die Weite. "Du denkst nicht mehr an mich, Tumla!" sagte sie, betrübt. Tumla schwieg lange. "Wenn die Sonne am höchsten steht, werden Schiffe in der Mündung des grossen Flusses sein. Der Stamm rüstet schon. Richte auch mein Boot", sagte er endlich. Das Weib sprang auf. "Was willst du?" Sie zitterte am ganzen Körper. Tumla antwortete nicht. "Du sollst nicht nach den Schiffen, hörst du! Ich werde Bolu bitten, unsre Felle einzutauschen." Nun erhob sich auch Tumla. Er war blass. In seinen Augen war etwas von der Weite der Steppen. "Geh", Janka, hole mir die Büchse! Ich werde einen Bock für die Fahrt schiessen." Sie ging gehorsam, das Gewehr zu holen. Und während Tumla im Walde herumstrich, machte sie das Boot fertig für die grosse Reise.

Kein Wort sprach Tumla mehr. Wie Eisenschwere drückte ihn die Trennung von seiner wackeren Gefährtin. Für beide kam eine schlaflose Nacht. Tief im Norden ging die trübe Mitternachtssonne ihren Weg. Als sie sich aus dem Dunste des Horizonts erhob, warf sich das Weib plötzlich über Tumla. "Nimm mich mit, nur bis zu den Schiffen!"

"Das geht nicht; es sind tausend Meilen."

"Du kommst nicht wieder; ich weiss das nun". Sie weinte laut.

Tumla entzog sich ihren starken Armen. Gewaltsam musste er niederzwingen, was ihn mit dem Weibe verkettete. Nein, er musste fort. "Schweig", Janka! Es

ist kein Geschäft für Weiber!"

Janka belud das Boot. Aber auch das schwache Beiboot richtete sie her. "Was soll das?" fragte Tumla barsch. "Für mich!" antwortete das Weib. Tumla presste die Lippen zusammen. Er nahm sie mit in sein Boot und hoffte dabei, sie weiter unterhalb an der Lena bei ihrem Stamme absetzen zu können.

In wenigen Tagen trug die schnelle Wijui das Boot nach dem grossen Strome. Die Ufer waren still. Es erwies sich, dass die Jakutenstämme schon nach Norden gezogen waren, um Balun zu Lande zu erreichen. Mehr und mehr wichen die flachen Ufer des mächtigen Flusses zurück. Der Strom dehnte sich stellenweise zu unüberblickbaren Seen. Träge wälzten sich die lehmgelben Fluten meerwärts. Das Treibeis sang und knitschte. Tumla und Janka lösten sich ab, aber Janka schlief kaum, wenn sie ruhte. Sie kauerte dann am Ruder und sah stumpf vor sich hin. "Sieh die blanken Möven, Janka! Das Meer ist nicht mehr weit", sagte Tumla, als vor ihnen zur linken Hand Balun auftauchte. Janka seufzte. "Ich werde dir ein schönes Kopftuch kaufen", sprach er weiter. Da sah Janka den Möven nach, die landeinwärts flogen, und weinte still in sich hinein.

Zwei Tagereisen unterhalb von Balun zeigte sie plötzlich aufgeregt nach Norden. Mächtige Rauchwolken stiegen fern in die unbewegte Luft. Tumla wurde blass. Wie, um den Abstand zwischen sich und den Rauchfahnen zu verringern, beugte er sich weit über den Bootsrand hinaus. Dann sank er zitternd auf ein Fellbündel. Janka ergriff die Riemen. Aber Tumla entriss sie ihr und stemmte sich selbst hinein, dass sie zu zerbrechen drohten. Der Bug sprang auf. Schneller glitt das Boot zwischen den Eisschollen hin. Da schrie Janka gellend auf: "Das Eis, das Eis!"

Es war schon zu spät. Ein Krachen geschah unter ihnen. Das Boot war erfasst von den Zackenrändern zweier Eisfelder, die wie Zahnräder alles frassen, was in ihren Bereich kam. Zur Hälfte bäumte sich das Boot auf, sank zerbrochen zurück und wurde zerrieben. Während Janka Zeit gefunden hatte, auf das Eis zu springen, fiel Tumla rücklings neben die Rinne. Er wäre hineingeglitten, wenn Janka ihn nicht gehalten hätte. Er sprang auf und lief wie ein Unsinniger um das Eisfeld herum. Kein Weg übers Wasser. Er schrie, winkte, riss die Felljacke vom Körper und schwenkte sie. Janka trat zu ihm. "Siehst du nicht, Tumla, die Schiffe sind fort." Er suchte verstört den Horizont ab. Hoch im Norden, wo der rötliche Abendhimmel sich in kaum sichtbaren Linien mit den Eisfeldern vereinte, wurden die Schiffe klein wie Punkte. Todeseinsamkeit war wieder ringsumher. Da sank Tumla zusammen. Janka setzte sich auf einen Packeissockel und zog den Kopf Tumlas auf ihren Schoss. Und langsam trug der Fluss seine Eisfelder ins Meer.

Paul Behlau.

---

### Der Tod am Meer.<sup>x</sup>

---

SPD.Ostende, die grosse Badestadt Belgiens, glänzt während der heissen Sommermonate in all ihrem Prunk und mondänen Leben. Amerikaner und Franzosen, Engländer und Deutsche treffen sich friedlich in den Strandkörben, beim Fünfuhrtee und in den Nachtclubs. Allerdings ist das nur eine bestimmte Oberschicht dieser Völker; die Anderen sitzen in deren Fabriken und Kontoren, drehen, feilen und schreiben, Tag für Tag, Jahr für Jahr.

So sass auch Hilde Stock, die Tochter eines reichen Maschinenfabrikanten, nichtstuend in ihrem seidenen Strandanzug im glühenden Sande und liess sich ihren, ach, so gepflegten Teint von der heissen Julisonne bräunen. Dabei machte sie ein zum Erbarmen trauriges Gesicht, und das hatte seinen guten Grund. Sie hatte trotz aller Scharfäugigkeit ihren Tanzpartner von gestern Abend, einen hochaufgeschossenen jungen eleganten Engländer, nicht wieder erblickt. Und

doch hätte sie ihn so gern zwischen den wimmelnden Massen am Strande entdeckt, seine jugenhaft-sehnsüchtige Gestalt mit den spitzbübischen Augen und den blonden Locken. Jetzt erinnerte sie sich wieder, wie er plötzlich nach dem letzten, sehnsuchtsvollen Tango kühl ihre Hand gedrückt hatte und davongelaufen war. Seitdem hatte sie ihn nicht wieder gefunden; weder in der Hotelhalle noch beim Frühstück, und auch am Strande, an dem sie schon verschiedene Male vergeblich entlang gelaufen war, konnte er nicht sein. Müde und entmutigt streckte sie sich nun auf dem schmalen, freien Platze zwischen zwei Strandkörben aus und beobachtete belustigt, wie sich aus jedem ein bunt kostümierter, glatt gestrichener Männerkopf heraus bogte und sich bemühte, ihre Aufmerksamkeit zu erregen. Schliesslich wurde ihr das zu langweilig, und sie ging die glatten Steinstufen hinauf zum Hintereingang des Hotels, um sich umzuziehen.

An der Türe las sie ein grosses Schild: "Morgen, zum Jahrestage des Kriegsausbruches, grosse Sonderfahrt mit bequemen Omnibussen nach den gut erhaltenen deutschen Stellungen in Nieuwport." Sie bestellte beim Portier sofort eine Karte. Vielleicht würde ihr diese Fahrt Ablenkung und Gelegenheit zu neuem Flirt geben, dachte sie. Vom Kriege konnte sie sich nur noch eine unklare Vorstellung machen, und sie wusste lediglich, dass ihr Vater damals viel Geld verdient hatte und so den Grundstein zu seinem heute so grossen Werke legen konnte.

Da sie, wie immer, zur Abfahrt reichlich spät kam, erhielt sie gerade noch einen schmalen Eckplatz neben einem dicken belgischen Pfarrer und hatte dadurch immerhin eine gute Aussicht von dem hohen Thron der ratternden Landstrassenschaukel. Es war auch recht amüsant hier oben. Vorn stand ein Führer und versuchte, unter erheblichem Stimmaufwand in vier Sprachen seine Litanei herunterzurasseln, mit dem Erfolge, dass man immer nur fremde Laute hörte und schliesslich resigniert in die Landschaft schaute. Die war für Hilde auch sehr viel interessanter. Die vielen neuen Sommervillen, bunte Wohnzelte und weite, grüne Golfplätze erregten ihr lebhaftes Interesse. Ausserdem fand sie es sehr lustig, wie sie in die vorbeirasenden eleganten Luxuswagen schauen konnte und darin so manchen Bekannten erblickte, ohne dass dieser davon wusste.

Die gut erhaltenen Bunker in den Dünen, die aufgehäuften Stapel der im Sande gefundenen Geschosse und die grossen Packen Stacheldraht aber sah sie nicht. Was sollte sie auch! Die weiten grauen Sandmassen mit dem verblühten Ginster und den kleinen, ärmlichen Fischerhäusern, das war alles so traurig, so alltäglich.

Da schrie der Führer mit mächtiger Stimme durch sein Sprachrohr: "Meine Damen und Herren, wir kommen jetzt an den ersten englischen Militärfriedhof. Es liegen dort 300 Soldaten und 20 Offiziere. Ehre ihrem Andenken!" Sofort richteten sich alle Augen auf das riesige steinerne Kreuz mit dem bronzenen Schwerte, das inmitten vieler gleicher Grabsteine errichtet war. Langsam fuhr das Auto vorüber. Da, war das nicht ihr junger Engländer, der dort an dem Kasten in dem Buche blätterte, in dem die Namen der Gefallenen verzeichnet sind? Nervös und zitternd beugte sich Hilde aus dem Wagenfenster, sodass der Geistliche sich zu ihr beugte: "Mademoiselle, sie sind einen ehrenvollen Tod gestorben. Gott wird sie belohnen." Und weiter rasselte unaufhaltsam der gelbe Omnibus über die glatte Asphaltstrasse.

Nieuwport, viele neue Häuser, ein kleiner Kirchturm. Ausserhalb der Stadt befindet sich die noch erhaltene deutsche Stellung. Belgische Kriegsveteranen in Uniform erzählen von Schlachten und Kämpfen. Schützengräben und Stollen, ein kleiner Unterstand, das alles ist stehen geblieben, um es den stauenden Fremden gegen ein erhebliches Eintrittsgeld vorzuführen.

Hilde Stock bekam das bald satt, zumal da sie nur an ihren jungen Engländer dachte, und sie spazierte durch die Dünen dem Meere zu, um die Zeit abzuwarten, bis die ganze Gesellschaft wieder zurückfuhr. Und inmitten der Sandwüste sah sie wieder die Gestalt ihres Tänzers, jetzt leicht geduckt und traurig dreinblickend. Sie glaubte zuerst, die glühende Sonne spiegele ihr

Halluzinationen vor. Doch jetzt hörte sie, wie er mit seiner langgezogenen Sprache auf seinen Begleiter einredete. Sie wollte unauffällig zurückgehen, aber sie brachte es nicht fertig, und nun musste sie auch von den Beiden gesehen worden sein. Doch diese gingen, sich abwendend, weiter, gruben im Sande herum und stiegen schliesslich auf einen Hügel, auf dem in einem niedrigen Gitter ein kleines Kreuz stand. Hilde wusste nicht, dass der Junge herübergekommen war, um das Grab seines Vaters zu suchen. Er hatte es nicht gefunden; sicher war der Körper irgendwo namenlos verscharrt, denn der Vater musste hier bei den Kämpfen an der Yser gefallen sein.

Deshalb gingen sie hinauf zu dem verlassenen Grabhügel, der für irgend einen unbekanntem Soldaten errichtet worden war, und legten hier die mitgebrachten Blumen nieder. Halb verfault liegen menschliche Knochen, eine Gasmaske und andre Werkzeuge der modernen Kriegstechnik zwischen einem Perlenkranz und alten Papierrosen. Daneben grinst die Oeffnung eines mit dicken Eisendrähten durchzogenen Zementbunkers, aus der die Kanonenrohre sich einst auf die feindlichen Schiffe auf See richteten. Hier ist der deutsche Vormarsch zum ersten Mal aufgehalten worden, und das kleine Kreuz ist ein Andenken für den blutjungen belgischen Leutnant, der diese Stellung erfolgreich verteidigte und dafür sterben musste. Doch jetzt trauen viele an diesem namenlosen Grabe, die umsonst die letzte Stätte ihrer Angehörigen suchen. Sie sind irgendwo im Sande verborgen, und immer wieder legt der Wind Knochen, Gewehre, Handgranaten und vermorschte Kleidungsstücke frei, die man dann in diesem kleinen Viereck auf dem Hügel sammelt.

Hilde hat das alles erst viel später erfahren. Am Abend, als der Engländer sich bei ihr entschuldigte und seine traurige Geschichte erzählte. "Sehen Sie", sagte er zu ihr, "eigentlich sind wir ja Feinde. Aber warum nur? Sind wir uns nicht gut wie Menschen aus einem Vaterlande?" Und sie gingen hinaus ans Meer, das in langen, ruhigen Wellen ans Ufer schlug und ewigen Frieden zu versprechen schien.

Karl Moeller.

---

### Die Leidenschaft des Lesens.<sup>x</sup>

---

SPD. Wir wissen, dass Lesen eine Leidenschaft werden kann, so schlimm und so berauschend süß wie das Opiumrauchen. Bei den meisten Menschen freilich - so viel auch an Gedrucktem bei uns konsumiert wird - kommt es nicht so weit, sondern das Lesen wird höchstens zur Angewohnheit. Ich habe in meinem Leben erst zwei Menschen getroffen, bei denen man auf den ersten Blick spürte, dass das Buch sie in eine stete und unsagbar sanfte Trunkenheit verfallen liess, und seltsamerweise waren beide Männer des einfachen Volks, keine Geistigen, keine Intellektuellen.

Dem ersten begegnete ich an jenem schicksalsschweren 8. August 1918, als die Engländer in dreissig Kilometer Breite die deutsche Front durchbrachen. Bis weit in die Etappe ging ihr Stoss. Alle Strassen, Wege und Felder waren von zudürckdrängenden Soldaten überfüllt. Es gab kaum noch Formationen; jeder versuchte auf eigene Faust der Vernichtung zu entrinnen. Ganz niedrig flogen die englischen Maschinen über die Fliehenden dahin. Die Tanks hatten teilweise die Zurückstehenden längst überholt und fanden keinen Widerstand. Während ich atemlos, von Schweiss und Staub bedeckt, eine knappe Minute ruhen wollte, um mit neuen Kräften weiter zu rennen, bemerkte ich plötzlich an einer zerschossenen Mauer ein Gefährt. Es war ein deutscher Munitionswagen. Die Pferde waren nur lose geschnitten und liessen ihre mageren, braunen Häuse über die kleine Grasnarbe zu ihren Füßen pendeln. Unter dem Wagen aber kauerte ein Feldgrauer und las. Er trug eine alte Feldmütze und vor den Augen eine jener armseligen

Schiessbrillen, die nicht durch Bügel, sondern durch graue Bänder gehalten wurden.

Ich rief den Mann an. Zweimal musste ich rufen, ehe er den Kopf von dem kleinen Bändchen in seinen Händen hob. Belustigt und ärgerlich über den wunderlichen Kauz rief ich ihm zu: "Kamerad, was liest du denn da so Spannendes, he?" Seine Augen glänzten hinter den trüben Gläsern wie die eines Kranken, aber es war dennoch kein Flackern in ihnen, sondern ein wunderschönes, ruhig klares Leuchten. Langsam schloss er das Buch und hielt es mir so zu, dass ich die Titelseite sehen konnte. Da stand nichts. Nur ein sanft verloschenes, einst wohl goldenes Kreuz hob sich von dem schwarzen Grunde ab. "So oft ich auch die Evangelien lese", sagte er, "das des Matthäus bleibt doch das schönste."

Es dauerte eine ganze Weile, ehe ich ihm sagen konnte, dass er keine Minute mehr zu verlieren hätte und zurück müsse.

"Ich habe noch keinen Befehl", erwiderte er.

"Jetzt gibt's keinen Befehl mehr. Der Tommy ist uns auf den Fersen. Los!"

Nun machte er sich daran, die Pferde anzuschirren. Ich aber hinderte ihn sofort. "Gläubst du, dass du mit deiner alten Granatenfuhre jetzt noch durchkommst? Wir werden uns bedanken, zusammen mit dem Karren in die Luft zu gehen. Den Gäulen eine Kugel hinters Ohr und dann marsch, marsch, Richtung Heimat!"

Er schien nur schwer zu begreifen. "Ja, aber warum soll ich denn Tiere erschiessen, Kamerad?"

"Weil sie sonst der Tommy bekommt, in drei Teufels Namen!"

"Geh du nur mit deinen drei Teufeln weiter! Ich weiss schon, was ich tu!", sagte er, aber es klang nicht zornig, sondern nur ein wenig traurig. In diesem Augenblick summte eine grosse, schwere Maschine auf die kleine Mauer und den Munitionslager los. In grossen Sätzen sprang ich über das Wiesenstück und liess mich in eine kleine Erdmulde fallen. Dann blickte ich auf. Der fremde Fahrer stand noch immer bei seinen Pferden. Er schirrte sie los, trat dann zwischen die unruhig gewordenen Tiere und führte sie aufrecht und mit gelassenem Schritt über den Anger, über einen Acker nach einem kleinen abseitigen Wege, der sich, geborgen von Gebüsch und Weiden, längs der überfüllten Heerstrasse entlang zog. Der Engländer liess sein M.G. nicht tacken. Mit einer scharfen Kurve zog er andern Zielen zu. So schritt der unbekannte Kamerad dahin, ein schmales, schwarzes Buch in seiner grauen, verschlossenen Rocktasche, ein paar erregten Tieren durch die ruhige Kraft seiner Fäuste selbst Ruhe und Kraft gebend und mit seinen Gedanken weit ab von dieser entsetzlichen Katastrophe, im Dohnern der Propeller, im Fluchen der Fliehenden eine Stimme hörend: "Selig sind die Barmherzigen, denn sie werden Barmherzigkeit erlangen!" = =

Darüber mussten dreizehn Jahre vergehen, ehe ich dem Zweiten begegnete, der den Ehrentitel eines rechten Lesers verdient. Das war an einem regenkalten Tage im Treppenhaus eines Berliner Arbeitsamtes. Eingekeilt in die graue Masse der Arbeitslosen schob ich mich langsam Stufe für Stufe treppauf, um allmählich an den Schalter zu kommen, an dem ich mein Anliegen vorzubringen hatte. Selten fiel ein Wort zwischen den Männern, die frierend und müde, gelähmt vom Warten, nur schneckenlangsam ihrem Ziele näher kamen. Das Schweigen hatte etwas unheimlich Drohendes in sich, und rief dennoch einer einmal einen kurzen Satz in die Menge, so war es wie ein Blitz, der durch sehr dunkles Gewölk züngelt: Nur ein paar junge Burschen spielten im Stehen und Gehen auf eine groteske Weise mit alten, befleckten Karten Skat. Dann aber war da noch Einer, der, obgleich in die Warteschlange eingepresst wie wir andern, sich auf seltsame Weise zu entfernen schien. Es war ein junger Mensch, der sich im Aeussern kaum von den vielen Anderen um ihn zu unterscheiden schien. Er trug eine graue Sportmütze, der Kragen seines armseligen Rocks war durchgescheuert, das Haar seit langem nicht geschnitten, und der Schatten um seinen schmalen Mund zeigte, dass er auf höchst unkundige Weise versucht hatte, sich selbst zu rasieren. Einzig seine Hände, die schmal und weiss, mit zarten bläulichen Adern aus den zerstoßenen

Rockkammeln leuchteten, erschienen hier fremd und ungeahnt. In diesen Händen hielt er ein Buch, und im Aufwärtsschreiten hob er nicht einmal den Kopf; er las. Als wir dicht vor das Schalterfenster kamen, fuhr der Jüngling plötzlich wie ein aus tiefem Traum Erweckter empor, warf einen letzten Blick in den Band in seinen Händen und sagte: "junger Königselephant. 270".

Beim Hinausgehen holte ich ihn ein. Ich ging ein paar Schritte neben ihm und sagte dann mit freundlich-spöttischem Tone, mit dem wir gern unsere eigene Befangenheit zu bemänteln lieben: "Wie geht's dem jungen Königselephanten?"

Er blieb vor Erstaunen stehen, und ein feines, verlegenes Lächeln huschte um seine Lippen. "Ach," sagte er, "das war nur, damit ich behalte, wie weit ich gelesen habe". "Das muss ja eine spannende Geschichte sein", fuhr ich fort. "Ist's eine Haremsgeschichte oder ein Reisebuch?"

"Vielleicht ein Reisebuch", erwiderte er, "wie man will. Kennen Sie es?" Er hielt mir den Band entgegen, und im Flackerlicht einer trüben Strassenlaterne las ich: "Die Reden des Gotama Buddha." Mittlere Sammlung.

"Nicht wahr, Sie kennen es nicht?"

Er lüftete höflich seine alte Mütze und schritt über die Strasse. Schritt allein über den nassen Asphalt, ohne Mantel, in zerrissenen Schuhen, und neben ihm schritten weise und erhaben die Königselephanten aus Bengalen und die Fürsten und Mönche, Prinzen, Priester, Würdenträger und Vezire, und vor ihm, den Wegweisend, der Gebändigte, der Siegende, der Weise, der Erhabene: Gotama Buddha.

Roland Marwitz.

#### Ein aussterbender Baum.<sup>x</sup>

SPD. Liebervertraute Kindheitserinnerung für Jeden von uns, der auf dem Lande oder in einer kleinen Stadt aufgewachsen ist, sind die hochragenden, schlanken Pyramidenpappeln, die echtsten aller Alleebäume, die gerade in der Napoleonzeit, von den Militärverwaltungen begünstigt, in ganz Europa verbreitet wurden, weil die Pappelalleen den damals noch allein durch Fußmärsche, ohne andre Verkehrsmittel, beförderten Armeen als treffliche Wegweiser dienten. Wenn man heute an die Stätten seiner Kindheit zurückkehrt, wird man vielerorts vergeblich nach den hohen Baumzeilen am Himmelsrande suchen. Es gibt seit etwa dreissig Jahren nur noch wenige Pappelalleen; es gibt überhaupt seit den letzten Jahren immer weniger Pyramidenpappeln, und man sagt schon den Tag voraus, an dem auch die letzte aus dem deutschen Landschaftsbilde verschwunden sein wird. Denn diese Pflanze ist dem Tode geweiht aus einer ganz merkwürdigen Ursache. Sie kann sich nämlich kaum noch fortpflanzen, da es in ganz Deutschland nur acht weibliche Pappelbäume gibt. Alles, was man von diesen schönen, kirchturmshohen Bäumen sieht, trägt nur männliche Blüten, streut zwar tausendfach Blütenstaub aus, kommt aber niemals zu Befruchtung und Samenbildung. Man kann die Alleepappeln zwar künstlich durch Reiser vermehren und tut das auch. Aber während andere Kulturpflanzen, denen es ebenso geht, dies ohne Nachteil ertragen, so z.B. Banane und Zuckerrohr, hat das unsrer Pappel die Lebenskraft gemindert. Man achte einmal darauf; selten wird man an einem dieser Bäume vorübergehen, der nicht vom Gipfel aus abstirbt. An der Gipfeldürre gehen die stolzen Pappelalleen ein. Sie verschwinden von selbst, auch wenn die Landwirte nicht ihre erklärten Feinde wären. Sie lieben die Pappeln nicht, da sich in ihnen zu viel Ungeziefer festnistet und von dort aus auf Obstbäume und Felder übergeht. Deshalb werden die Bäume, wenn nicht schon gefällt, so doch überall dort, wo sie abgestorben sind, durch andre Alleebäume ersetzt.

Merkwürdigerweise aber ist die Pappel, bevor sie aus der Natur verschwindet, schon aus der Wissenschaft gestrichen worden. In den letzten Jahren hat

sich herausgestellt, dass sie gar nicht das Recht besitzt, einen besonderen Namen zu führen, da es die Pappel als "Art" gar nicht gibt. Der Botaniker Bréton hat diesem untergehenden Naturdenkmal (denn das wird die Pappel bald sein) ein besonderes Buch gewidmet und in ihm den Nachweis geführt, dass die Pyramidenpappel nichts anderes ist als eine aus dem Süden stammende Wuchsform der gemeinen Schwarzpappel, wie sie überall an Flussufern und Auen, gewöhnlich als riesenmächtiger Baum, steht. In Italien nimmt die Schwarzpappel unter dem Einfluss der reichlichen Besonnung die spitze Wuchsform an, ähnlich wie die Zypresse, deren Pyramidengestalt gleichfalls nur Schutz vor Besonnung ist. Von der Lombardei aus aber hat man vor etwa 180 Jahren die Alleepappel zunächst in einem einzigen Exemplar nach dem berühmten Park von Wörlitz bei Dessau gebracht, und dieser Baum soll der Stammvater aller deutschen Alleebäume aus dem Pappelgeschlecht sein. Wenigstens setzen sich sehr namhafte gartenbaukundliche Werke für diese Erzählung ein. Mag sie wahr sein oder nicht, Tatsache ist, dass man offenbar die Bäume immer nur durch Reiser fortgepflanzt hat und es dadurch an der notwendigen Blutauffrischung hat fehlen lassen. Jetzt ist es zu Ende mit der Lebenskraft der oft riesigen Bäume, und unsre Kinder und Kindeskinde werden wohl kaum mehr eine ganze Pappelallee zu sehen bekommen.

Dr. R. Francé.

-----

SPD. Sächsische Ordnung.<sup>x</sup> Ich beziehe ein Hotelzimmer in der Nähe des Hauptbahnhofs in Leipzig. "Ich gann ja mal midgehn", sagt die dicke Wirtin, "und Ihnen Ihr Zimmer zeigen". Sie watschelt mir voran zwei Treppen hoch, und schliesst mir mein Zimmer auf. "Hier", sagt sie, "das wär'sch." Ich besichtige den Raum und erkläre mich zufrieden. "Und wenn Se mal missn", sagt die Wirtin, "da gehn Se einfach den langen Gang hindr; da isses Glosdr; Nullnull schdehd dran."

"Ist eine Klingel im Zimmer?" frage ich.

"Ja, da ist doch der Gnopp. Wennse da drauf drign, missde das Zimmrmädjn gommen. Awr viel Zwegg had das nich. Erschdens haben wir die nämlich gesdrn wäjn Unzuchd nausgeschmissn, und zweidens is die vrdammde Glingel noch nie gegangen."

-----

SPD. Laichgebiete des Aales.<sup>x</sup> Als einziges Laichgebiet des Aales, das lange Zeit vollständig unbekannt gewesen ist, wurde bis vor kurzem die Gegend zwischen den Bermudas und den kleinen Antillen im Atlantischen Ozean angenommen. Eine dänische Tiefseeforschungs-Expedition, die sich besonders die Erforschung des Tier- und Pflanzenlebens der Meere zur Aufgabe gemacht hatte, brachte nun kürzlich von einer zweijährigen Weltreise neben anderen wertvollen Feststellungen die interessante Entdeckung mit, dass der Aal auch bei Neuguinea, der nördlich von Australien gelegenen Insel, und bei Sumatra laicht.

-----

SPD. Ausdauer vollbringt besser Werk als Kraft.

Schottisches Sprichwort.

-----

# Die sozialistische Frau

F R A U E N B E I L A G E D E S S P D

Nr. 50

Berlin, den 6. Juli 1931

Das allzu artige Kind.<sup>2</sup>

Von Dr. Meta Anderson.

Direktorin des Instituts für Heilpädagogik in Newark.

SPD. Karls Mutter war verzweifelt, als ihr Sohn wieder einmal mit arg zer-rissenem Anzug nach Hause kam und bald darauf die Nachbarin vorsprach, weil ihr in dieser Woche schon die zweite Fensterscheibe eingeworfen worden war. "Ja, Sie haben es gut. Ihr Reginald ist immer artig!" sagte Karls Mutter und seufzte aus tiefster Seele.

Hat sie wirklich Anlass, die Mutter des "immer artigen" Reginald zu beneiden? In unserm Zeitalter der Kinderpsychologie, das so sehr die Meinung, kindliches Wohlverhalten entspringe stets wertvollen Motiven, erschüttert hat, müssen wir die verbreitete Anschauung, dass ein artiges Kind deshalb ein gutes Kind sei, weil es uns keine Verlegenheiten bereitet, mit gutem Grunde bezweifeln. Es gehört dazu, von den Erziehungsfortschritten eines Kindes derart zu berichten; wie es jüngst eine Lehrerin tat, die da sagte: "Tom hat sich sehr gebessert. Er ist nun mutwillig und oft sehr unartig." Und doch hatte sie in ihrem Falle, der ein scheues und flüchternes Kind betraf, vollkommen Recht.

Das "allzu artige" Kind, unselbstständig und einsamkeitsliebend, wendet seine Energie von der Aussenwelt ab und einer inneren Traumwelt zu. Seine Abkehr von der Wirklichkeit kann sich als Aengstlichkeit, Schüchternheit, Abhängigkeit von den Erwachsenen, Feigheit, ein soziales Wesen, Furcht vor Kritik, Verträumtheit und Unfähigkeit zu eigenem Denken äussern. Es ist klar, dass ein Kind, das nicht in vernünftiger Weise tätigen Anteil an dem es umgebenden Leben nimmt, entweder aus eigener Wahl oder kraft falscher Erziehungsmethoden den Anforderungen des Lebens zu entfliehen trachtet. Nicht selten ereignet es sich, dass ein Kind gezwungen ist, sich diesen Anforderungen zu entziehen, weil sie von seiner Familie so hoch gesteckt werden, dass das Kind keine Möglichkeit sieht, ihrer Herr zu werden. Dies geschieht oft, wenn der Vater eine weit überdurchschnittliche Persönlichkeit ist und von seinem Sohn erwartet, dass dieser in seine Fussstapfen tritt. Der Sohn mag nur durchschnittlich oder aber in anderer Richtung überdurchschnittlich begabt sein; in jedem Falle wird er sich minderwertig fühlen und von der Wirklichkeit abkehren, weil er sich ausserstande sieht, den besonderen Erwartungen seines Vaters zu entsprechen. Der Vater ist vielleicht ein Selfmade-man; er kann seinem Kinde vieles bieten, was ihm selbst versagt war. Er folgert daraus, dass sein Kind deshalb auch mehr leisten und mehr erreichen müsse als er selbst. Oft sind es unangenehme Vergleiche mit anderen Familienmitgliedern oder mit Kindern von Freunden und Nachbarn, die ein Kind veranlassen, sich durch Abkehr von der Wirklichkeit zur Wehr zu setzen.

Auch in Familien, in denen ein Angehöriger längere Zeit krank ist, wächst das "allzu artige" Kind heran. Es wird sich weit stiller verhalten und den Interessen der Erwachsenen weit mehr anpassen müssen, als für seine eigene Entwicklung nützlich ist. Ein solches Kind wird wohl zu einem rücksichtsvollen Menschen heranwachsen; aber Schüchternheit, Mangel an Initiative und Furcht vor dem Leben werden diese Tugend mehr als wettmachen. Die Mutter, die stets

befürchtet, ihr Kind könnte krank werden oder irgendeinen Unfall erleiden, wird es zumeist zu einem wenig lebensstüchtigen Menschen heranziehen.

Was können wir tun, wenn wir erkennen, dass ein Kind nicht das normale Interesse am Leben zeigt, wenn es nie übermütig, nie zu Schabernack aufgelegt, mit einem Worte, wenn es allzu artig ist? Vor allem müssen wir die Voraussetzungen vermeiden, die einen solchen Seelenzustand hervorrufen. Wir müssen also alles vermeiden, was ein Kind ungebührlich unter Druck hält, was es hindert, seine angeborene Neugierde zu befriedigen - auch dann; wenn die Gefahr besteht, dass das Kind einem Verdrüsslichkeiten bereitet. Die grosse Schwierigkeit liegt zumeist darin begründet, dass das "allzu artige" Kind keine Aufmerksamkeit wachruft, und dass Unentschlossenheit und Mangel an Energie in ihm bereits Wurzel gefasst haben, bevor die Erwachsenen überhaupt merken, dass seine Entwicklung sich in falschen Bahnen bewegt. Die Beeinflussung solcher Kinder wird sich so einfacher Mittel wie der folgenden bedienen müssen: man biete dem Kind Beschäftigungen, die es interessieren und seinen Kräften angemessen sind; man lehre es, einen Spass zu verstehen - auch wenn er auf seine Kosten geschieht -; Man verschaffe ihm die Möglichkeit, Erfolg zu haben, und erziehe es dazu, sich auch an Misserfolge zu gewöhnen.

(Berechtigte Uebersetzung aus dem Amerikanischen von Leo Korten.)

### Spielgefährten.<sup>x</sup>

SPD. Lorchen lugt durch den Gartenzaun. Draussen steht Heini und lugt auch durch den Zaun. Lorchen ist 4 Jahre alt, Heini ebenso alt. Lorchen hat keine Geschwister - sie sehnt sich nach einem Spielgefährten. Auch Heini ist das einzige Kind seiner Mutter. Er ist immer allein. Und nun ist es klar, dass sie beide grosse Lust haben, Bekanntschaft zu schliessen. Vorerst betrachten sie einander durch die Sparren des Zaunes.

"Ein brauner Mohrenjunge", denkt Lorchen... "wie in meinem Bilderbuch... Strohhaare auf dem Kopf.... so'n Dickpatsch!.... Puh, die schmutzigen Hände! Die kann man ja nicht anfassen... Und so komische Flick en an den Aermeln und an den Knien..... Jeder anders... Warum wohl seine Mutter ihm keine saubere Schürze vorbindet?... Die wäscht wohl gerade... Vorläufig kann ich auch so mit ihm spielen. Aber die Hand reiche ich ihm nicht."

"Die sieht aus wie am Sonntag", denkt Heini, "So'n feines Kleid.... und kein Fleck drauf..... die kriegt wohl nie Schelte.... ihr Kopf ist wie ein Rabe.... sie spielt sicher nicht mit mir...."

Und sie sehen einander interessiert an, forschend, fragend. Heini kann sich nicht entschliessen. Er ist totsicher überzeugt: Sie wird nein sagen. Aber Lorchen ist mutig. "Wie heisst Du denn? fragt sie mit heller Stimme. Keine Antwort. "Wie Du heisst?" -wiederholt sie ungeduldig. Sie ist zu temperamentvoll, um warten zu können.

"Heini!" kommt es fast stimmlos von ihm, dass sie es gerade noch verstehen kann.

"Du, Heini! Ich habe einen Eimer....hier ist meine Schaufel.....ich kann Sandkuchen backen....kannst Du auch Sandkuchen backen?"

Heini schweigt. Er sieht Lorchen an, den Eimer und wieder Lorchen. Wenn er da hineingeht, wird er wohl wieder verjagt..

"Dort ist das Pfortchen", sagt Lorchen: Das ist nicht misszuverstehen. Er findet das Pfortchen, er steht im Garten.

"Das ist die Sandgrube", sagt sie. "Du darfst mitspielen". Heini steigt in die Grube hinab, und sofort gehört die Grube ihm. Er kann schon spielen,

a/Er mitspielen - das versteht er nicht. Mit ungeschickten Patschhänden wühlt er im gelblich weissen Sande. Er fühlt sich wohl neben dem kleinen Mädchen. Sie aber hat es anders gemeint: "Was machst Du denn da? Du sollst doch mit mir spielen!" sagt sie ein wenig herrisch. Wir wollen Sandkuchen backen."

Heini fährt fort, den Sand auszuwerfen. Er hat keinen Sinn für Kuchenbacken. Er ist Tiefbauarbeiter; er hebt den Brunnenschacht aus, tief, ganz tief, bis zum Grundwasser. Und es muss noch heute geschafft werden. Heini denkt das wenigstens. Sagen kann er es nicht. Sein Schweigen reizt Lorchen. "Du zertrittst ja die ganze Grube! Sofort kommst Du da heraus! Hörst Du!" Unsanft krallen sich ihre Finger in seinen Arm. Seine dicke Faust fährt automatisch gegen ihre Backe. Er ist ganz rot.

"Au..a, meine Backe!" zetert sie. "Meine Backe! Mutti! Mutti!"

"Was hast Du denn?" ruft Mutter, noch unterwegs. "Schrei doch nicht so!" Weinend birgt Lorchen ihren Kopf in Mutters Rock. "Der Heini hat mich gehauen! Er soll mit mir spielen! Mutti - i - i!" Sie schluchzt zum Erbarmen.

"Kleiner Heini", sagt Frau N., "willst Du nicht mit Lorchen spielen?" Heini begreift nicht, was er noch soll. Er will ja mit Lorchen spielen. Dazu ist er doch in ihre Grube hinaufgestiegen. Aber er ist zu lange allein gewesen. Er kann nur neben jemand spielen; nicht mit jemand. Er ahnt den Unterschied nicht, Er kann auch nichts sagen.

"Du musst nicht haun", sagt Frau N. freundlich. "Das tut Lorchen weh!"

Wieder wird der Junge rot. Lorchen hat ihn in den Arm gekniffen, und um ein Haar hätte sie den Brunnen verschüttet! Aber er kann es wieder nicht sagen.

"Komm doch aus der Grube heraus; spiel lieber mit der Lori!"

"Vor lauter Verlegenheit kann er sich nicht rühren. Wie soll er spielen, wenn er den Brunnen nicht graben darf...."

"Er soll spielen, er soll spielen!" dringt Lorchen in die Mutter.

"So lass ihn doch! Du siehst ja, er will nicht mit Dir spielen. Komm, iss Dein Abendbrot und hinterher gehen wir zur Grossmutter."

Zur Grossmutter - das heisst Erdbeeren. Ihre Tränen versiegen. "Böser, böser Heini! Will nicht mit mir spielen...." mault sie, und mit graziösen Hochmut und ebenso graziösen Schrittschen trippelt sie neben der Mutter her ins Haus.

Erhitzt und rot bis über die Ohren ergreift Heini restlos Besitz von der Sandgrube. Bis zum Abend wird er das Grundwasser erreicht haben. Er buddelt und buddelt, aber die Erregung des Auftrittes bebte in ihm nach. Es will kein rechtes Vergnügen mehr aufkommen. Nur noch mechanisch graben seine Hände. Ihm fehlt etwas zur Freude an dem Spiel - das kleine Mädchen, neben der er gespielt hat. Er begreift auch jetzt nicht, weshalb sie so böse wurde. Unlustig gibt er das Graben auf. Sitzt mit hängenden Armen auf dem Grubenrande. Er schaut nach dem Himmel. Der ist dämmrig fahl. Ziellos schweift sein Blick durch den vorabendlichen Garten. Und plötzlich spürt er die Stille: Er ist so allein. Er hat zu nichts mehr Lust. Er wird Mutter suchen gehen. Er steigt aus der Kiesgrube, und in grösster Hast, als gelte es, vor etwas Ueberwältigendem, etwas Drohendem zu flüchten, läuft er durchs Pfortchen hinaus, den schmalen Pfad entlang zum Häuschen der Mutter.

"Mutti, Mutti -" möchte er rufen, wie vorhin das Lorchen. Aber seine Mutter hört ihn nicht: die ist weit weg. Und er läuft und läuft mit fest aufeinandergepressten Lippen, so rasch seine dicken, kleinen Beinchen ihn tragen wollen.

## Der gute Onkel.<sup>x</sup>

SPD. Um gut hundert Morgen Bergwald zog sich ein hoher Drahtzaun. Trotzig stand er da, wie das verkörperte Wort vom Besitz. Und trotzig stand wohl auch manche Proletarierfrau davor und dachte an die Jahre, in denen kein Zaun sie daran gehindert hatte, dort Beeren und Pilze zu sammeln. Verloren waren nun die ganz besonders guten Pflückstellen, lagen still verträumt, blühten, reifte üppig, liessen die Früchte dörren und fallen, und bestenfalls naschten dann und wann ein paar Kinder davon. Wenn man es sich recht überlegte, so war es wirklich schade um die Früchte, die der Wald ohne jedes menschliche Hinzutun hergab, und die doch Erwerb und Nahrung sein konnten. So dachte mancher, und vielleicht dachte er auch noch mehr.

Drinne im Bereich des Zaunes dachte man anders. Der gute Onkel herrschte hier, gab Befehle, brachte die Leute damit in Schwung:

Drei Kinder verbrachten hier sorglos ihre Ferien.

"Na, ihr Jungens," rief der gute Onkel, als er sie endlich einmal zu Gesicht bekam, "ihr müsst wohl wieder spielen, habt wohl keine Zeit, ein paar Beeren für den Abend zu pflücken?"

Die Gesichter wurden lang. Die Blicke, die sie untereinander austauschten, waren vorwurfsvoll, als wollten sie sagen: "Sehr ihr, was müssen wir ihm auch in die Hände laufen! Wir wissen doch, dass er niemanden ohne Arbeit sehen kann. Auch uns nicht." Nun gab es kein Entrinnen mehr, denn wenn es auch der gute Onkel war, Widerrede liess er nicht zu. Darin konnte er sehr streng sein. Mürrisch zogen sie ab. Der Zwang zur mühsamen Arbeit bedrückte sie. Allerdings war es noch nicht Abend. Fürs erste wollten sie noch ein Weilchen spielen.

Bald war die schlechte Stimmung vergessen, Schreckschüsse knallten, bronzierte Holzäxte blinkten im Dickicht, von den Felsen her erschollen nachgeahmte Vogelrufe, aus einer Höhle kam die Antwort. Wo war der Feind? Das Blässgesicht? Der Eindringling? Man spürte mit viel Wichtigkeit einer vermeintlichen Fährte nach, spähte mit scharfem Adlerauge in die Weite, lauschte mit dem Ohr auf dem Boden, angeblich auf Kilometerweite. So verging der Nachmittag.

War da nicht etwas? Unten im Tal? Klirrten nicht zuweilen irgendwelche Blechgefässe? Bewegten sich nicht geduckte Körper zwischen den Bäumen? Jubelnd schoss es durch ihre vom Spiel erregte Phantasie: Der Feind! Ein richtiger Feind. Leichtfüssig sprangen sie den steilen Hang hinab, fast lautlos über Felsen und Geäst. Sie schlichen heran und lauerten wie richtige Indianer, luden ihre Schreckschüsse und rückten sich den Kopfputz zurecht, damit man sie nur ja nicht für unechte Indianer halten konnte. So sehr waren sie von ihrem Spiel besessen, dass es Wirklichkeit für sie wurde.

Da sahen sie die mit Beeren gefüllten Eimer. Von diesem Augenblick an hörte es auf, Spiel zu sein. Wie würde man sie loben, brächten sie die vielen Beeren heim! Tagelang würde sie der Onkel ungehindert spielen lassen. Und jetzt, wie spät war es doch; es war Abend und noch keine Beere in ihrem eigenen Eimer.

Die Gier nach den vollen Eimern trieb sie zu grösstem Wagnis an. Mit einem Geschrei, das zwar noch Indianergeheul sein sollte, aber nun fast alles Kindliche eingebüsst hatte, stürzten sie auf die erschreckt auffahrenden Frauen, schossen ihre Korke in die Luft und versuchten, sich mit unerbittlicher Miene in den Besitz der Beeren zu setzen. "Diebe! Diebe!" schrien sie aus Leibeskräften.

Doch die drei kleinen Indianer wurden nach dem ersten Schreck nicht mehr ernst genommen. Und als sie nicht nachgaben, setzte es Püffe und Kopfstücke.

Da piff einer der Jungen durch die Finger. Der Piff gellte laut bis nach dem Hause hin und schalle vom Nachbarhügel als Echo wieder. Bald darauf

hörte man Hundegebell. "Hierher! Fass!" riefen die Kinder.

Die Frauen mochten die Hunde kennen. Jedenfalls ergriffen sie augenblicklich die Flucht. Die Meute machte einen Haken, jagte hinter ihnen her, sodass sie sich nur mit knapper Not durch das wieder zufallende Tor retten konnten.

Da standen sie nun, die kleinen Sieger, mit ihrer Beute und triumphierten.

Alles kam dann, wie sie es eigentlich erwartet hatten. Im Hause liess man keine Gelegenheit vorüber gehen, sie immer wieder für ihren grossen Fleiss zu loben. Aber es tat ihnen nicht wohl. Sie fühlten genau: Es war Lohn für eine Arbeit, die andere geleistet hatten. Immer bedrückender lag die Lüge auf ihnen. Und als die "Herrschaft" vollzählich um den gemütlichen Abendbrottisch sass, jeder einen Teller Beeren in kühler Milch vor sich und der gute Onkel sich wieder in Lobreden erging, würgte es die Kleinen bei jedem Löffel mehr, bis sie schliesslich nacheinander in Tränen ausbrachen.

"Was ist Euch denn?" fragte man mitleidig erstaunt.

"Wir haben - die Beeren gar nicht gepflückt," stotterte der Eine weinend.

"Wo habt Ihr sie denn dann her?" fragte man immer erstaunter.

"Gestohlen!" platzte der Junge heraus, und eine Flut von Tränen folgte dem Geständnis.

"Gestohlen??" Eine Pause grenzenlosen Unverständnisses entstand.

"Als der Kleine sich so weit beruhigt hatte, dass er mühsam zwischen Schluchzen zusammenhängende Worte herausbringen konnte, erklärte er: Fremde Frauen hätten die Beeren im Walde gepflückt. Die Jungen hätten sie ihnen wegnehmen wollen; die Frauen hätten sich aber gewehrt. Nun piff der Eine aber den Hunden. Da seien die Frauen, alles im Stiche lassend, davon gerannt:

Nun war alles heraus, und den Jungen war sichtlich leichter zumute. Nur noch die Strafe, freilich. Doch dann war alles gut.

Stattdessen brach der gute Onkel in ein herzhaftes Lachen aus und klopfte dem kleinen Erzähler auf die Schulter, als wollte er sagen: "Das hast Du ja famos gemacht, mein Junge. Du wirst mal ein tüchtiger Mann werden."

In diesem Moment ist irgendetwas in dem Knaben vorgegangen. Zwar konnte er des Onkels Benehmen nicht verstehen und nahm es für selbstverständlich und richtig hin. Aber so etwas wie ein Misstrauen gegen ihn stieg in dem Jungen auf. Es war seitdem für ihn nicht mehr der gute Onkel.

S. T.

---

### Kinderbeihilfen.<sup>x</sup>

---

SPD. Eine wichtige Entscheidung zur Frage des Kinderzuschusses der Invalidenrentner hat vor kurzem eine Spruchkammer des Obergerichtsamtes Landshut in Bayern gefällt. Eine Rentenempfängerin hatte die Weiterzahlung des Kinderzuschusses für ihren als Kaufmannslehrling in der Ausbildung begriffenen Sohn über das 15. Lebensjahr hinaus beantragt. Die Landesversicherungsanstalt Niederbayern hatte die Gewährung des Kinderzuschusses über das 15. Lebensjahr hinaus abgelehnt, weil das Kind von der Rentenempfängerin nicht überwiegend unterhalten werde, denn der Knabe erhalte von seinem Lehrherrn eine monatliche Vergütung von 15 Mark und ausserdem vom heimatlichen Bezirksfürsorgeverband eine Erziehungsbeihilfe von monatlich 15 Mark. Gegen diesen Bescheid legte die Rentenempfängerin Berufung ein. In der Berufungsverhandlung legte sie dar, dass der monatliche Aufwand für den in der Lehre befindlichen Sohn über 75 Mark monatlich betrage, sodass also über die vom Lehrherrn und vom Bezirksfürsorgeverband geleisteten Beträge hinaus der überwiegende Teil des Unterhalts von der Rentenempfängerin getragen werden müsse.

Das Urteil des Obergerichtsamtes sprach der Rentenempfängerin den Kinderzuschuss nach § 1291 der Reichsversicherungsordnung weiter zu mit folgender

Begründung: "Nach § 1211, Absatz I, Satz II der Reichsversicherungsordnung in der Fassung des Gesetzes vom 25. Juni 1926 wird der Kinderzuschuss bis zum vollendeten 21. Lebensjahre gewährt, wenn das betreffende Kind nach Vollendung des 15. Lebensjahres Schul- oder Berufsausbildung erhält, und zwar solange diese Ausbildung dauert und der Versicherte das Kind überwiegend unterhält. Der Gesetzgeber hatte bei Schaffung dieses Gesetzes wohl die Absicht, den unterhaltspflichtigen Personen durch den Fortbezug des Kinderzuschusses einen Anreiz zu geben, die Kinder nach Vollendung der allgemeinen Schulpflicht nicht des schnelleren Geldverdienstes wegen sofort einer ungelernten Tätigkeit zuzuführen, sondern ihnen entweder eine weitergehende Schul- oder Berufsausbildung zuteil werden zu lassen, die ihnen im späteren Leben ein besseres Fortkommen ermöglicht. Nach den Erläuterungen zum Gesetz vom 25. Juni 1926 vom Landesrat Görlich ist bei Auslegung der Bestimmung, "dass der Versicherte, d. h. der Rentenempfänger, das Kind überwiegend unterhält", eine mildere Auffassung anzuwenden. Unter "überwiegend unterhalten" wird nicht ein Unterhalten aus dem Arbeitsverdienst verlangt, sondern es ist auch ein Unterhalten aus sonstigen Einnahmen, Sparguthaben, Zuwendungen von dritter Seite usw. ausreichend. "Überwiegend unterhalten" bedeutet nach der Rechtsprechung des Reichsversicherungsamtes, wenigstens mehr als die Hälfte zum Lebensunterhalt des Kindes beitragen. Die Voraussetzungen des "überwiegenden Unterhalts" liegen demnach schon vor, wenn der Rentenempfänger ausser dem Betrag des Kinderzuschusses noch etwas mehr aus Mitteln seiner Rente oder etwaigen sonstigen Einnahmen für das Kind aufwendet."

E. Sp.=Br.

---

Page verschwunden!\*

---

Er heisst wohl Willi und ist siebzehn Jahre.  
Natürlich ist er schlank und wohlgebaut.  
Natürlich hat er blonde, seidenweiche Haare  
Und für die Freizeit auch schon eine "Braut".

Mit seiner Mutter wohnt er irgendwo vier Treppen,  
Nachts kommt er heim und sinkt gleich müd ins Bett.  
Von Frauen träumt er, die in langen Schleppe;  
Mit nackten Schultern tanzen über das Parkett.

Am Tage trifft man ihn auf Botengängen.  
Ihn lächelt Mister an und mal Madame.  
Man ruft ihn leise bei Orchesterklängen,  
Und manchmal bringt er Brief und Telegramm.

Er sieht das Leben von der schönsten Seite.  
Er riecht Parfüms von Brüssel und Paris.  
Zu Hause aber herrscht die grösste Pleite,  
Und Mutter löffelt Mehlsuppe und Gries.

Und eines Tages lernt er jemand kennen,  
Ob Mann, ob Frau, er ist ihm seltsam nah.  
Er fühlt die ganze Grosstadt in sich brennen,  
Und eines Tages - ist er nicht mehr da.

Die Zeitung schreibt: Ein Page ist verschwunden!  
Die Mutter läuft zehnmal zur Polizei.  
Man hat noch eine Spur von ihm gefunden:  
Man sah ihn mit dem Gast von Zimmer 3.

Und Wochen gehn. Sein Bild hängt an den Säulen.  
Man hat vielleicht nach einem Schiff gefunkt.  
Dann ist er plötzlich da. Blass, hungrig, ohne Heulen.  
Sein Leben aber hat jetzt einen dunklen Punkt.

Kurt Rudolf Neubert.

---

SPD. Jugendherberge in England.<sup>x</sup> In England werden gegenwärtig Jugendherbergen in grossem Umfange geschaffen, vor allem in Derbyshire, das bisher gar keine Jugendherbergen besass. Die Herbergen sind durchschnittlich für 25 bis 30 Personen eingerichtet und für beide Geschlechter bestimmt. Es sind auch Kocheinrichtungen vorgesehen, doch die Lebensmittel müssen die Jugendlichen selbst mitbringen. Zum Schlafen werden Bettücher geliefert. An einer Stelle ist nur Schlafgelegenheit für 8 Personen vorgesehen, dagegen die Gelegenheit, in Zelten zu kampieren. Im ganzen gibt es in England und Wales bisher 37 Jugendherbergen; die Bewegung ist dort noch jung.

---

SPD. Gewissenhafte Auskunft.<sup>x</sup> Herr Mäderich ging hin und erlaubte sich einen Scherz. Er bestellte sich in der öffentlichen Bücherei auf einem Bestellzettel das Buch: "Wer hat das Kind ohne Salz gefressen?" Und steckte den Zettel in den Bestellkasten. Nach zwei Tagen bekam er ihn wieder zugestellt; da hatte man unter die obige Frage geschrieben: "Leider nicht zu ermitteln."

---

SPD. Eine Lektion für den Lehrer.<sup>x</sup> Eine sächsische Schule. Der Lehrer hatte in der Pause seine Butterbemme gegessen. Und sich wohl den Mund nicht richtig abgewischt. In der nun folgenden Erkundestunde fragte er die Klasse, wer zu seinen Ausführungen noch etwas zu sagen hätte. Ein kleiner Junge namens Haase meldete sich.

"Nun, da saach's mal!"

"Awr nich laud."

"Warum nich laud?"

"Nein, das gann ich nich, sonsd vrhauen Sie micg!"

"Na, da saach's mir mal ins Ohr!"

Der Lehrer hob den Jungen in die Höhe, und dieser sagte ihm ins Ohr: "Herr Lehrer, du hasd 'n Grüml an der Fresse."

---

SPD. Misstraue dem, der den Grossen schmeichelt, und misstraue dem, der seinen Vater verleugnet!

Russisches Sprichwort.

---